UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 00889280 4

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/berdenaffektal00sper

La
S7492u

Über den Affekt als Ursache der Sprachveränderung

Versuch
einer dynamologischen Betrachtung des Sprachlebens

von

Hans Sperber

357731
25. 11. 38.

Halle a. S.
Verlag von Max Niemeyer
1914

Printed in Germany

Vorwort.

Die vorliegende Arbeit will zur Ausgestaltung der Sprachwissenschaft beitragen, indem sie den Nachweis führt, daß an den einzelnen sprachlichen Gebilden gewisse Kräfte haften, die durch das Wort freiwerdenden Affekte, und daß das Leben der Sprache, ihre unablässige Entwicklung, zum großen Teil durch das Wirken dieser Kräfte erzeugt wird.

Wenige Tage, nachdem ich mein Manuskript abgeschlossen hatte, erschien Ballys „Le langage et la vie", das erste Werk, das der Rolle der Affekte im Leben der Sprache Gerechtigkeit widerfahren läßt. Manches von dem, was die folgenden Seiten enthalten, z. B. ein großer Teil des über den Bedeutungsübergang Gesagten, ist durch Ballys Ausführungen vorweggenommen worden. Gleichwohl habe ich nicht geglaubt, die betreffenden Partien meiner Arbeit von der Veröffentlichung ausschließen zu sollen, vor allem deshalb, weil ich meist auf einem ganz anderen Weg als Bally zu ähnlichen Resultaten gelangt bin, wie er, was natürlich die Wahrscheinlichkeit der vertretenen Ansichten erhöht. Auch dürfte aus meinen Ausführungen mit größerer Deutlichkeit hervorgehen, wie wichtig die Erkenntnis, daß die Affekte die eigentliche Ursache zahlreicher Sprachveränderungen sind, für die

Behandlung von sprachwissenschaftlichen Einzelproblemen zu werden verspricht.

In der folgenden Darstellung habe ich in der Regel nur auf die Hauptwerke der sprachtheoretischen Literatur, vor allem auf Pauls „Prinzipien der Sprachgeschichte" und Wundts „Völkerpsychologie" Rücksicht genommen. Hätte ich nämlich zu jedem einzelnen Punkte die ganze vorhandene Literatur durcharbeiten wollen, so hätte dies wahrscheinlich nur selten positive Förderung gebracht, wohl aber die Fertigstellung der Arbeit auf lange Zeit hinaus unmöglich gemacht, da ich durch berufliche Tätigkeit stark in Anspruch genommen bin und nur einen Teil meiner Zeit der wissenschaftlichen Arbeit widmen kann. Ich hoffe jedoch insofern aus der Not eine Tugend gemacht zu haben, als die Darstellung durch diese Beschränkung an Übersichtlichkeit und Lesbarkeit gewonnen haben dürfte; ein Vorteil, der um so mehr in Betracht kommt, als ich von Anfang an darauf bedacht war, meine Darstellung so zu gestalten, daß sie nicht nur dem Fachmann sondern auch dem gebildeten Laien zugänglich sei. Meiner Überzeugung nach handelt es sich nämlich hier um Probleme, die der Aufmerksamkeit weiterer Kreise wohl wert wären.

Noch muß ich bemerken, daß der Artikel „über" des Deutschen Wörterbuches mir leider erst zugänglich wurde, als der Druck dieser Arbeit bereits abgeschlossen war.

Upsala, den 6. November 1913.

Hans Sperber.

Über den Affekt als Ursache der Sprachveränderung.

Wer auch nur ein einziges Mal Gelegenheit gehabt hat, einen Blick auf ein Gedicht Walters von der Vogelweide zu werfen, der wird mit Verwunderung bemerkt haben, wie sehr sich innerhalb der wenigen Jahrhunderte, die uns von der mittelhochdeutschen Periode trennen, die deutsche Sprache verändert hat. Wir stoßen auf Wörter, die uns überhaupt nicht mehr bekannt sind, andere sind uns zwar geläufig, haben jedoch eine andere Bedeutung angenommen und vor allem haben nur verhältnismäßig wenige Wörter bis auf den heutigen Tag die Lautgestalt beibehalten, die sie im 12. oder 13. Jahrhundert hatten. Ganz analoge Erfahrungen machen wir, sobald wir etwa die Sprache des Rolandsliedes oder der „Canterbury Tales" mit modernem Französisch und Englisch vergleichen. Wo wir in der Lage sind, zwei Texte miteinander zu konfrontieren, die der gleichen Sprache aber verschiedenen Perioden angehören, können wir mit Leichtigkeit konstatieren, daß die Sprache keinen Stillstand kennt, sondern in immerwährender Entwicklung begriffen ist.

Wie das Werdende, Fortschreitende, die Menschen überhaupt von jeher mehr interessiert hat als das Fertige, so hat auch die Sprachwissenschaft ihr Ziel nicht darin gesehen, bestimmte abgeschlossene Zustände der verschiedenen Sprachen mit möglichster Genauigkeit zu beschreiben: vielmehr betrachtet der Linguist das Objekt seiner Studien in den meisten Fällen historisch. Er geht den Veränderungen der Sprache nach, bringt sie miteinander in Zusammenhang und sucht sie zu erklären. Unter diesen Umständen ist es merkwürdig, wie wenig Aufmerksamkeit man bisher der Frage geschenkt hat, die doch eigentlich im Mittelpunkt der Forschung stehen müßte: was ist die Ursache dieser Veränderungen? Wird diese Frage wirklich einmal aufgeworfen, so fällt die Antwort in der Regel offenkundig unbefriedigend aus. Man kann sich der Überzeugung nicht verschließen, daß die Sprachforscher die Wichtigkeit des Problems unterschätzen und infolgedessen seiner Lösung nicht die erforderliche Energie zuwenden.

Es wäre ein fruchtloses Beginnen, hier alles zusammenstellen zu wollen, was bisher über die Ursachen der Sprachveränderung geschrieben worden ist. Ich will daher nur anführen, was in Pauls „Prinzipien der Sprachgeschichte" darüber zu finden ist. Wenn ich hier und öfters gerade dieses Werk zum Zielpunkt meiner Polemik wähle, so geschieht dies erstens, weil es wie kaum ein zweites Anspruch darauf erheben kann, als Repräsentant der modernen sprachwissenschaftlichen Literatur in deutscher Sprache betrachtet zu werden, und zweitens, weil die klare und übersichtliche Darstellung

dieses Buches auch philologisch nicht Gebildeten ohne weiteres verständlich sein dürfte. Gerade in einer Schrift wie der vorliegenden, die sich nicht ausschließlich an die Sprachforscher wendet, ist es natürlich sehr wichtig, daß an ein Werk angeknüpft wird, das über den gegenwärtigen Stand der behandelten Fragen rasch und zuverlässig orientiert.

Auf S. 32 der „Prinzipien" lesen wir also: „Suchen wir zunächst ganz im allgemeinen festzustellen: was ist die eigentliche Ursache für die Veränderungen des Sprachusus? Veränderungen, welche durch die bewußte Absicht einzelner Individuen zustande kommen, sind nicht absolut ausgeschlossen. Grammatiker haben an der Fixierung der Schriftsprachen gearbeitet. Die Terminologie der Wissenschaften, Künste und Gewerbe ist durch Lehrmeister, Forscher und Entdecker geregelt und bereichert. In einem despotischen Reiche mag die Laune des Monarchen hier und da in einem Punkte eingegriffen haben. Überwiegend aber hat es sich nicht um die Schöpfung von etwas ganz neuem gehandelt, sondern nur um die Regelung eines Punktes, in welchem der Gebrauch noch schwankte, und die Bedeutung dieser willkürlichen Festsetzung ist verschwindend gegenüber den langsamen ungewollten und unbewußten Veränderungen, denen der Sprachusus fortwährend ausgesetzt ist. Die eigentliche Ursache für die Veränderung des Usus ist nichts anderes als die gewöhnliche Sprechtätigkeit. Bei dieser ist jede absichtliche Einwirkung auf den Usus ausgeschlossen. Es wirkt dabei keine andere Absicht, als die auf das augenblickliche Bedürfnis gerichtete Absicht, seine

Wünsche und Gedanken verständlich zu machen. Im übrigen spielt der Zweck bei der Entwicklung des Sprachusus keine andere Rolle als diejenige, welche ihm Darwin in der Entwicklung der organischen Natur angewiesen hat: die geringere oder größere Zweckmäßigkeit der entstandenen Gebilde ist bestimmend für Erhaltung oder Untergang derselben."

„Wenn durch Sprechtätigkeit der Usus verschoben wird, ohne daß dies von irgend jemand gewollt ist, so beruht das natürlich darauf, daß der Usus die Sprechtätigkeit nicht vollkommen beherrscht, sondern immer ein bestimmtes Maß individueller Freiheit übrig läßt. Die Betätigung dieser individuellen Freiheit wirkt zurück auf den psychischen Organismus des Sprechenden, wirkt aber zugleich auch auf den Organismus der Hörenden. Durch die Summierung einer Reihe solcher Verschiebungen in den einzelnen Organismen, wenn sie sich in der gleichen Richtung bewegen, ergibt sich dann als Gesamtresultat eine Verschiebung des Usus. Aus dem anfänglich nur Individuellen bildet sich ein neuer Usus heraus, der eventuell den alten verdrängt. Daneben gibt es eine Menge gleichartiger Verschiebungen in den einzelnen Organismen, die, weil sie sich nicht gegenseitig stützen, keinen solchen durchschlagenden Erfolg haben."

Man wird zugeben, daß Pauls Antwort auf die Frage nach den Ursachen der Veränderungen des Sprachusus nicht als befriedigend gelten kann. Zwar, daß die bewußten Absichten einzelner Individuen diese Ursache nicht sein können, wird man ihm gern zugeben. Auch daß die Änderungen des Usus oft durch Summierung einer

Menge gleichgerichteter individueller Änderungen entstehen, dürfte ganz richtig sein. Aber damit ist das Problem nicht gelöst, sondern nur ein wenig verschoben, denn es drängt sich nun die Frage auf: was veranlaßt die einzelnen Individuen, vom Usus abzugehen? Die Antwort auf diese Frage bleibt Paul schuldig. Der einzige Zweck, den das sprechende Individuum seiner Ansicht nach verfolgt, ist, wie wir gesehen haben, die Absicht, sich anderen Individuen verständlich zu machen. Hätte er hierin recht, so wäre jede individuelle Änderung des Sprachusus unzweckmäßig und daher lebensunfähig. Denn wer sich anderen verständlich machen will, in dessen Interesse liegt es natürlich, sich so genau als möglich an die herkömmlichen Wortformen und Bedeutungen zu halten. Jede Neubildung erschwert natürlich den Hörenden das Verständnis des Gesprochenen und könnte daher, von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, niemals zu einer Umgestaltung des allgemein bekannten und daher leichter verständlichen Usus führen.

Es müssen also, da die Veränderungen des Usus nun einmal eine nicht zu bestreitende Tatsache sind, noch andere Ursachen im Spiele sein, die Paul entweder ganz übersieht, oder wenigstens so stark unterschätzt, daß er sie hier nicht einmal der Erwähnung wert findet. Anderseits ist er offenbar vollkommen im Recht, wenn er betont, daß die Änderungen des Usus aus individuellen Sprachfreiheiten hervorgehen. Im folgenden wird es daher unsere Aufgabe sein, den Kräften auf die Spur zu kommen, die das Individuum veranlassen, von dem herrschenden Sprachgebrauch

abzuweichen, eventuell sogar auf Kosten der Verständlichkeit, Neuerungen zu versuchen, die dann unter gleichfalls noch zu untersuchenden Bedingungen schließlich zu einer Änderung des bisherigen Usus führen können.

Die Methode, deren wir uns dabei bedienen werden, ist durch den Charakter des Problems bedingt: wie bei allen anderen Fragen vorwiegend psychologischer Natur muß uns auch hier die Selbstbeobachtung die Grundlage schaffen, auf der dann mit anderen Mitteln — vorwiegend Beobachtung anderer und Verwertung historischer Tatsachen — weiterzubauen sein wird. Natürlich krankt unter solchen Umständen diese Arbeit an den Mängeln, die mit der Selbstbeobachtung überhaupt unzertrennlich verknüpft sind: Die im folgenden mitgeteilten Beobachtungen über die Motive meiner eigenen Abweichungen vom Usus sind für andere unkontrollierbar und daher an sich nicht überzeugend. Ihre Richtigkeit vorausgesetzt, wird es jedoch dem Leser nicht schwer fallen, an der Psychologie seiner eigenen Sprachänderungen ähnliche Wahrnehmungen zu machen.

Ehe wir aber mit der Mitteilung dieser Beobachtungen beginnen, dürfen wir wohl den Versuch machen, durch theoretische Erwägungen die Richtung ausfindig zu machen, in der sich unsere Untersuchungen zu bewegen haben werden. Denn wenn auch auf die Beobachtungstatsachen selbst naturgemäß das größte Gewicht zu legen sein wird, so können wir solcher Richtungspunkte nicht entraten, wenn wir bei der Deutung der einzelnen Erscheinungen einigermaßen zielbewußt vorgehen wollen. Mit anderen Worten, wir sehen uns zunächst nach einer

Arbeitshypothese um, die uns das Eindringen in unser Problem erleichtern soll, der wir aber nur dann definitive Gültigkeit zuerkennen werden, wenn sie durch das Tatsachenmaterial — und zwar ein viel umfangreicheres Tatsachenmaterial, als es mir derzeit zu Gebote steht — bestätigt wird.

Nun ist von mehreren Gelehrten, unter anderem von Paul (Prinzipien 35 ff.) die Ansicht ausgesprochen worden, daß die bei den Sprachveränderungen wirksamen Triebkräfte dieselben sein müssen, die zur Entstehung der Sprache geführt haben. Dieser Satz hat sehr viel für sich; ist doch fast jede Änderung des Sprachusus eine Neuschöpfung sprachlicher Gebilde. Jedenfalls genügt er also der wichtigen Anforderung, die wir an eine Arbeitshypothese stellen müssen: er besitzt a priori eine gewisse Wahrscheinlichkeit.

Vielleicht wird es viele Leser befremden, daß ich bei der Erklärung der Sprachveränderungen von dem Ursprung der Sprache ausgehen will, denn die Frage, wie der Mensch in den Besitz der Sprache gelangt sei, wird ja auch heute noch gelegentlich zu denjenigen Problemen gerechnet, deren Lösung dem Menschengeist stets verborgen bleiben werde. Man könnte mir daher vorwerfen, daß ich in dunkle Dinge durch noch dunklere Licht bringen wolle. Ich glaube jedoch nicht, daß ein solcher Vorwurf berechtigt wäre. In einer besonderen Arbeit (Über den Einfluß sexueller Momente auf Entstehung und Entwicklung der Sprache, Imago I, S. 405 ff.) habe ich zu zeigen versucht, daß der Schleier, der die Anfänge der menschlichen Sprache umgibt, nicht so un-

durchdringlich ist, wie man oft annimmt. Ich wage nun allerdings nicht vorauszusetzen, daß die dort verfochtenen Anschauungen als allgemein akzeptiert betrachtet werden dürfen, aber auch das wenige, was als gesichert gelten kann, scheint mir auszureichen, um uns in der hier aufgeworfenen Frage ein Stück weiter zu führen.

Wie immer man sich zu dem Problem der Sprachentstehung stellen mag, wird man doch eine Voraussetzung als richtig anerkennen müssen: ehe der Mensch imstande war, den Laut zur Verständigung mit anderen Individuen zu verwenden, muß er die Fähigkeit besessen haben, Laute hervorzubringen und ferner müssen diese Laute schon vor ihrer sprachlichen Verwendung irgendeinem Zweck gedient haben. Was dieser Zweck war, können wir mit Sicherheit sagen: wie noch heute alle höheren Tiere auf schmerzhafte oder angenehme Empfindungen durch Laute reagieren, so war auch für den Urmenschen die Fähigkeit, Laute hervorzubringen, ursprünglich nur ein Mittel zur Entladung von Affekten. Unter bestimmten Voraussetzungen, die ich in meiner oben zitierten Schrift genauer zu fixieren versucht habe, konnte sich aus diesen Gefühlslauten eine wirkliche Sprache herausbilden, d. h. bestimmte Laute konnten mit einem bestimmten Assoziationsgehalt erfüllt werden, der sie befähigte, zur Verständigung mit anderen Individuen zu dienen.

Der Bildung der Sprache ging also ein Stadium voraus, in welchem der Mensch zwar Laute ausstoßen konnte, sich aber dieser Fähigkeit nur bediente, um seiner Erregung Luft zu machen. Nach und nach aber

übernahmen diese Lautäußerungen die sekundäre Funktion, dem Verkehr zwischen den einzelnen Individuen zu dienen. Natürlich hörte aber die affektische Natur der ersten Sprachäußerungen in dem Augenblick, wo der Mitteilungszweck sich herauszubilden begann, nicht plötzlich auf, vielmehr bedurfte es nach wie vor zur Auslösung von Lautäußerungen, auch von solchen, die Träger einer Mitteilung waren, eines Affekts, oder mit anderen Worten, es konnten nur solche Vorstellungen anderen Individuen mit Hilfe von Lauten mitgeteilt werden, die stark affektbetont und infolgedessen imstande waren, dem Menschen eine Sprachäußerung abzuzwingen. A. a. O. habe ich die Ansicht verfochten, daß es hauptsächlich die sexuellen Affekte in ihren primären und sekundären Formen waren, die diesen Übergang von der reinen Affektäußerung zur anfangs stark affektbetonten Verkehrssprache verursachten.

Vergleichen wir mit diesen bestimmt vorauszusetzenden Anfangsstadien der Sprache unsere heutigen Verhältnisse, so ist auf den ersten Blick klar, daß sich eine gewaltige Umwälzung vollzogen hat. In unzähligen Fällen verrät nämlich jetzt der Sprechende auch nicht die Spur eines Affekts. Daß gelegentlich ein Wort, auch in der geschäftsmäßigsten und kühlsten Rede, bestimmte gefühlbetonte Assoziationen erwecken kann, daß man wohl in den meisten Fällen mit einer gewissen Spannung den Effekt des Gesprochenen, die Antwort des Angeredeten erwartet, das sind ja allerdings Tatsachen, die uns die Behauptung, der moderne Mensch spreche in der Regel affektfrei, von vornherein verbieten.

Aber jedenfalls können wir ruhig sagen, daß die Gefühlsbetontheit wenigstens der alltäglichsten menschlichen Rede heute auf ein Minimum reduziert ist. Wie ist nun diese Wandlung zu erklären? Offenbar dadurch, daß die Sprache im Verlaufe ihrer Entwicklung mehr und mehr zu einem Verkehrsmittel geworden ist, sich von der Herrschaft der Gefühle emanzipiert hat und dafür in den Dienst von Zweckvorstellungen getreten ist.

Dieser Übergangsprozeß ist aber keineswegs abgeschlossen und solange im Menschen etwas von den Eigenschaften steckt, die wir als in höherem Sinne menschlich bezeichnen, wird er auch nie einen völligen Abschluß erreichen. Wenn die affektbefreiende Kraft des Wortes auch oft latent ist, so kann doch nicht bezweifelt werden, daß sie noch besteht, ja, daß sie eine Macht ist, die sich unter Umständen auch den stärksten Zweckvorstellungen gegenüber siegreich zur Geltung bringen kann. Wem ist es nicht schon begegnet, daß er, lediglich um seiner Aufregung, seinem Zorn Luft zu machen, Worte hervorstieß, von denen er wohl wußte, daß sie seine materiellen Interessen empfindlich schädigen müßten?

Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, stellt sich uns die ganze Entwicklung der menschlichen Sprache als ein Kampf zwischen den beiden Hauptfunktionen derselben — Verkehrsvermittelung und Affektäußerung — dar. Natürlich vollzieht sich dieser Kampf nicht in einer ununterbrochenen Entwicklungslinie, vielmehr lösen, wie bei jedem historischen Prozeß, Aktion und Reaktion, Stoß und Gegenstoß, einander unaufhörlich ab. Gleich-

wohl dürfen wir behaupten, daß sich die Verkehrssprache im Vordringen befindet. Schon besitzen wir ja ganze Klassen von Worten (Konjunktionen, Präpositionen usw.), die in der Regel jedes Gefühlsinhaltes bar sind und lediglich dazu dienen, die einzelnen Teile der Rede in ihrem Verhältnis zueinander zu bestimmen, die Sprache deutlicher und somit für den Gebrauch als Verkehrsmittel tauglicher zu machen. Und wohl die allermeisten Wörter können wenigstens, was ihren Gefühlsinhalt betrifft, so abgeschwächt sein, daß die von ihnen ausgelösten Affekte, wenn solche überhaupt existieren, sowohl von den sprechenden wie von den hörenden Individuen völlig unbeachtet bleiben. Doch gibt es jedenfalls noch genug Worte, die wohl nie ohne begleitenden Affekt gesprochen oder gehört werden: vor allem die Ausdrücke, die sich auf das Geschlechtsleben des Menschen beziehen, aber auch solche, die eine Mißhandlung bezeichnen, oder irgendetwas Geheimnisvolles, um nur einige Gruppen von stets affektbetonten Worten zu nennen.

Wir kehren nun zu der Frage zurück, welchen Ursachen die Änderungen der Sprache zuzuschreiben sind. Daß solche vorkommen müssen, ergibt sich ja mit Notwendigkeit aus der Doppelnatur der Sprache, auf die wir im obigen hingewiesen haben: wenn wirklich eine Tendenz besteht, die ursprünglich nur der Affektäußerung dienende Sprache in den Dienst der Mitteilung zu stellen, so muß sich diese Tendenz in einer Reihe von Einzelerscheinungen äußern, in denen sich der Widerstreit zwischen Affektsprache und Verkehrssprache abspiegelt.

Solange die Absicht, andern etwas mitzuteilen, noch vollkommen fehlte, waren die im Affekt hervorgestoßenen Laute unendlich variierbar, jedes Individuum konnte gerade diejenigen Laute verwenden, die seiner Stimmung am besten angepaßt waren. Sobald jedoch die Mitteilungstendenz einen gewissen Grad der Stärke und der Vielseitigkeit erreicht hatte, d. h., sobald die Sprache imstande war eine größere Anzahl von Begriffen auszudrücken, mußte die Notwendigkeit, auf das Verständnis anderer Individuen Rücksicht zu nehmen, unbedingt zu einer Fixierung der lautlichen Gebilde führen. Nur wenn ganz bestimmte Lautgruppen hervorgebracht wurden, gelang es, in den Hörenden die gewünschte Vorstellung zu erzeugen. Wie oben angedeutet, waren die Anforderungen der Verkehrssprache umso besser erfüllt, je weiter diese Fixierung ging und je weniger die Sprechenden durch gelegentliche individuelle Änderungen daran rüttelten. Daher bildet die Rücksichtnahme auf Verständlichkeit von dem Augenblick an, wo wirkliche Wörter, d. h. mit bestimmten Begriffen assoziierte Lautgebilde bestehen, im allgemeinen ein starkes konservierendes Moment, das jeder Änderung des Sprachusus abhold ist.

Unter diesen Umständen sind wir berechtigt, die Hauptursache der Sprachveränderungen in derjenigen Funktion der Sprache zu suchen, die, wie wir gesehen haben, das Gegengewicht zu ihrer Verkehrsfunktion bildet: ihrer Aufgabe, zur Entladung von Affekten zu dienen. Die Frage, die die folgenden Blätter nicht lösen, wohl aber als ein zentrales Problem der Sprachforschung erweisen wollen, lautet daher: welche Roll-

haben die Affekte, die von Anfang an an der menschlichen Rede hafteten und noch haften, in der Geschichte der Sprache gespielt?

Um mit größerer Sicherheit entscheiden zu können, welche Sprachänderungen auf die Affekte zurückzuführen sind, werden wir gut daran tun, erst einige Gruppen von Änderungen auszuscheiden, von denen wir mit ziemlicher Bestimmtheit sagen können, daß sie durch andere Ursachen hervorgerufen werden. Zunächst gibt es sicher sprachliche Vorgänge, die durch anatomische Voraussetzungen bedingt sind. Betrachten wir zum Beispiel die Überreste des homo heidelbergensis, so können wir uns leicht denken, daß der Träger dieses Unterkiefers eine ganz andere Mundmuskulatur und somit ganz andere Artikulationsbedingungen besessen haben muß, als der moderne Deutsche. Von derartigen rein anatomischen Möglichkeiten der Sprachänderung können wir natürlich im Folgenden, wo uns nur die seelische Seite der Sprache interessiert, völlig absehen.

Aber auch eine weitere und zwar hochwichtige Gruppe von Sprachänderungen muß hier von vornherein ausgeschaltet werden: die Änderungen, welche die Bedeutung der einzelnen Wörter infolge derjenigen Prozesse erleidet, denen die von den Worten bezeichneten Dinge unterworfen sind.

Der Städter, der heute das Wort „Lampe" gebraucht, wird dabei wohl in den meisten Fällen an eine elektrische Lampe denken. Vor hundert Jahren hingegen bezeichnete das Wort eine Öllampe. Es ist also klar, daß sich hier ein Bedeutungswandel vollzogen hat, dessen

Voraussetzungen rein kulturhistorischer Art sind und mit den Sprachaffekten nichts zu tun haben. Auch auf Vorgänge dieser Art braucht in unserem Zusammenhang nicht eingegangen zu werden.

Nach diesen notwendigen Einschränkungen können wir uns endlich unserem eigentlichen Thema zuwenden. Wir gehen zunächst an die Besprechung der Probleme, die mit dem Bedeutungswandel der Worte zusammenhängen. Denn gerade hier läßt es sich deutlich zeigen, wie sehr das richtige Verständnis dieser Vorgänge dadurch erschwert worden ist, daß man die Wichtigkeit der mit dem Worte verbundenen Affekte nicht genügend hoch eingeschätzt hat. Ein zweiter Grund der Tatsache, daß die Philologen hier noch nicht zu genügender Klarheit gelangt sind, liegt meiner Ansicht nach darin, daß man Probleme von einander zu isolieren versucht hat, die ihrer ganzen Natur nach in unzertrennbarem Zusammenhang stehen.

Das Problem des Bedeutungswandels ist nämlich nur in Verbindung mit dem Problem der Namengebung einerseits, mit dem des Konkurrenzkampfes unter den Wörtern anderseits zu verstehen. Wie eng und wesentlich die Zusammenhörigkeit dieser Prozesse ist, wird sich aus dem Folgenden, wie ich hoffe, deutlich ergeben.

Wir gehen bei unserer Besprechung von der Namengebung aus. Wer ein neues, bis dahin entweder noch unbekanntes oder noch nicht beachtetes Ding benennen will, der steht in den meisten Fällen bewußt oder

unbewußt unter dem Einflusse von Erwägungen, die den Verkehrscharakter der Sprache berücksichtigen. Er muß einen Namen wählen, der schon von vornherein mit den Qualitäten des zu benennenden Dinges assoziiert ist, der das Wesentliche an dem Objekt in möglichst charakteristischer Weise zum Ausdruck bringt. Je besser dies gelingt, umso rascher wird sich auch im Bewußtsein derjenigen, die den Namen zugleich mit dem Gegenstand kennen lernen, die Assoziation zwischen der Bezeichnung und der Sache festigen, umso schwerer wird sich diese Assoziation auflösen können. Da nun aber der Name, wenn er nicht in eine unbrauchbare lange Beschreibung ausarten soll, nur ein oder höchstens zwei Merkmale des Gegenstandes angeben kann, während doch jedes Ding unendlich viele Eigenschaften hat, so ist der Namengeber zu einer Auswahl gezwungen. Er muß die Objekte nach den wichtigsten Momenten benennen. Welche Eigenschaften oder Merkmale sind nun aber die wichtigsten an einem Gegenstand? Es leuchtet ein, das die Entscheidung hierüber im höchsten Grad subjektiv ist. Versetzen wir uns einmal in die Lage des Mannes der den Revolver erfand. Als das Wesentliche an seiner Erfindung konnte ihm erscheinen, daß man damit sechs Schüsse nacheinander abfeuern konnte, oder daß die neue Waffe ein Kugelmagazin besaß, oder daß dieses Magazin trommelförmige Gestalt hatte, oder daß es sich um seine eigene Achse drehte, und noch vieles Andere. Demnach hätte er seine Erfindung z. B. Repertierpistol, oder Magazinpistole, oder Trommelpistole nennen können. Statt dessen schien ihm die

Drehbarkeit des Magazins so wichtig, daß er den neuen Gegenstand nach ihr benannte.

Es sieht also aus, als ob die Namengebung ein ziemlich willkürlicher Prozeß wäre. Aber bei tieferem Eindringen in das Problem merken wir, daß dies durchaus nicht der Fall ist. Erstens gibt es ja unzweifelhaft Momente, deren Wichtigkeit nicht lediglich subjektiv ist, sondern in der Natur der jeweiligen Sachlage begründet. Nehmen wir an, Jemand habe bisher nur gewöhnliche schwarze oder graue Mäuse gesehen und lerne eines Tages eine weiße kennen; das Tier ist an Gestalt, an Größe, in seinen Bewegungen ganz den Mäusen gleich, die er sonst gesehen hat, aber in der Farbe besteht ein auffallender überraschender Unterschied. Soll er nun für das Tier einen Namen erfinden, so ist es fast selbstverständlich, daß er es als „weiße Maus" bezeichnet. Natürlich findet seine erste Bekanntschaft mit dem Tiere auch sonst unter Umständen statt, die bei Mäusen nicht gerade gewöhnlich sind: er sieht es etwa im Zirkus, oder beobachtet, daß es zu gewissen Kunststücken abgerichtet ist. Gleichwohl ist hundert gegen eins zu wetten, daß er es weder „Zirkusmaus" noch „dressierte Maus" nennen wird, sondern eben „weiße Maus"; die auffallende Farbe ist ein Merkmal, daß vor allen Andern einen Vorrang hat, sie ist sozusagen objektiv dazu prädestiniert, zum namengebenden Merkmal zu werden. Und so ist auch in vielen andern Fällen der Namengebung ein Merkmal vorhanden, das wir als das objektiv wichtigste bezeichnen können und von dem wir erwarten, daß es

bei der Bestimmung des Namens eine Rolle spielen werde. Gewöhnlich erlangt dieses Merkmal seine Sonderstellung, ganz wie in dem Fall „weiße Maus", durch den sich unwillkürlich aufdrängenden Gegensatz zu denjenigen schon bekannten Gegenständen, die dem neuzubenennenden am nächsten verwandt sind.

Wo aber ein solches objektiv wichtiges Merkmal fehlt, darf man doch wohl annehmen, daß die Entscheidung zwischen den verschiedenen in Betracht kommenden Benennungsmöglichkeiten willkürlich ist? Ich glaube, daß eine solche Annahme keineswegs den Tatsachen entspräche. Um dies klar zu erkennen, brauchen wir nur an diejenigen Fälle der Namengebung zu denken, wo objektiv wichtige Kennzeichen gewöhnlich gar nicht in Betracht kommen: die Benennung des neugeborenen Kindes. Jedermann weiß, daß bei solchen Gelegenheiten für den neuen Weltbürger keineswegs der erste beste Name willkürlich gewählt wird. Es wird ihm vielmehr regelmäßig ein Name beigelegt, mit dem die ausschlaggebende Person angenehme Vorstellungen verbindet, entweder, weil ihn ein lieber Verwandter trägt, oder weil er an einen imponierenden Charakter der Weltgeschichte erinnert, oder sonst aus irgend einem Grunde.[1]) Überall dort, wo eine wirkliche Wahl des Namens stattfindet, also abgesehen etwa von Fällen, wo eine strenge Familientradition, wie sie z. B. in manchen

[1]) Über die verschiedenen bei der Namengebung in Betracht kommenden „Hilfen" (d. h. Gründe für die Lustbetontheit der gewählten Namen) vgl. R. F. Arnold, Die deutschen Vornamen.

Fürstenhäusern besteht, eine Konkurrenz zwischen verschiedenen Namen ausschließt, finden wir, daß derjenige Name den Sieg davonträgt, der die angenehmsten Assoziationen erweckt.

Was wir aber hier bei der Bestimmung von Eigennamen beobachten können, das gilt, wie ich bestimmt glaube, von der Namengebung überhaupt. Von den extremsten Fällen abgesehen, ist das schließliche Ergebnis immer die Resultante zweier Komponenten, insofern, als sich von der einen Seite das objektiv wichtigste Merkmal ins Bewußtsein des Namengebers drängt, von der anderen derjenige Name, der in ihm die angenehmsten Assoziationen erweckt. Ist das objektiv Wichtige zugleich lustbetont, dann ist ja der Ausgang von vornherein gegeben. In allen anderen Fällen hängt es von der Stärke der in Betracht kommenden Kräfte ab, welche schließlich die Oberhand behält. Natürlich behaupte ich keineswegs, daß dieser Konkurrenzprozeß dem namengebenden Individuum bewußt werden muß. Oft mag es sogar vorkommen, daß ein Merkmal durch seine starke Lustbetontheit, die Urteilsfähigkeit des Benennenden beeinträchtigt, so daß er für objektiv wichtig hält, was in Wirklichkeit nur subjektiv angenehme Affekte hervorruft. Aber wo mehrere objektiv ungefähr gleichwertige Möglichkeiten konkurrieren, da entscheidet zweifellos die größere oder geringere Lustbetontheit der in Betracht kommenden Namen.

Dieser Satz scheint mir a priori so große Wahrscheinlichkeit zu besitzen, daß ich ihn auszusprechen wage,

obwohl ich zugestehen muß, daß ich ihn nicht beweisen kann. Fast das einzige, was ich zu seiner Stütze anzuführen habe, ist, daß er meinen persönlichen Erfahrungen vollkommen entspricht. So oft ich nämlich noch in der Lage war, die Motive festzustellen, die mich beim Ausfindigmachen einer neuen Benennung die eine oder die andere Möglichkeit vorziehen ließen, konnte ich leicht konstatieren, daß gefühlsmäßige Momente mit im Spiele waren, d. h. daß ich, wo nicht objektive Gesichtspunkte entschieden, einen Namen wählte, der aus irgend einem Grunde für mich lustbetont war.

Begreiflicherweise kann ich die Fälle, in denen ich diese Erfahrung machte, hier nicht alle anführen. Die Quellen, aus denen die Lustbetontheit stammt, entspringen größtenteils zu intimen Regungen, als daß ich mich entschließen könnte, öffentlich darüber zu sprechen. Ich muß mich daher auf einige wenige Beispiele beschränken.

Der Leser findet in dieser Arbeit das neugeprägte Wort „Affektträger". Aus Gründen der Bequemlichkeit und um stilistisch unschöne Wiederholungen zu vermeiden, sah ich mich während des Niederschreibens veranlaßt, nach einem kürzeren Ausdruck für den Begriff „Wort, das zur Entladung von Affekten dient" zu suchen Daß das Wort „Affekt" in dem neuen Terminus enthalten sein mußte, war ja objektiv gegeben; gleichwohl aber bestanden für die Gestaltung des Ganzen verschiedene Möglichkeiten, von denen mir nachher einige klar zu Bewußtsein kamen: Affektwort, Affektableiter, Affektentlader usw. Obwohl aber die beiden letztgenannten

Wörter dem auszudrückenden Begriff eigentlich besser entsprachen, schwebten mir diese im entscheidenden Moment nur dunkel vor, während „Affektträger" mit voller Klarheit in mein Bewußtsein trat. Als ich mir Rechenschaft zu geben suchte, welche Motive meine Wahl bedingt hatten, wußte ich sofort, daß und warum das Wort „tragen" für mich in diesem Augenblick lustbetont war: mir war wenige Stunden vorher über das bedeutungsgeschichtliche Verhältnis von deutsch „tragen" zu schwedisch draga etwas eingefallen, worauf ich mir wenigstens damals etwas zugute tat.

In einem Aufsatz, den ich im VI. Band von „Wörter und Sachen" veröffentlicht habe, kommt das neugeprägte Wort „Konturenähnlichkeit" vor. Es ist nicht besonders glücklich gebildet, denn was ich bezeichnen wollte, ist eigentlich nicht die Ähnlichkeit zwischen den Umrissen verschiedener Gegenstände, sondern diejenige, die durch stark schematisierendes Zeichnen entstehen kann; „schematische Ähnlichkeit" oder „Linienähnlichkeit" wäre ohne Zweifel richtiger gewesen. Wenn ich statt dessen doch „Konturenähnlichkeit" wählte, so ist der Grund, wie ich bestimmt weiß, in der Lustbetontheit des Wortes „Kontur" zu suchen. Ich habe mich nämlich in früheren Jahren viel mit dem Schneiden von Silhouetten beschäftigt, und es darin zu einer Fertigkeit gebracht, die mir oft Lobsprüche von seiten meiner Bekannten eintrug. Die leidige Eitelkeit ist nun daran schuld, daß alle Worte, die in das Gebiet des Silhouettierens gehören: Schere, Schatten, Profil usw., für mich ausgesprochen lustbetont sind. Es war also der Umstand, daß auch „Kontur" diesem

Begriffskreise angehört, der bei der Bildung des Wortes „Konturenähnlichkeit" entscheidend mitwirkte.

Aus meiner Kindheit erinnere ich mich eines einzigen Falles, wo ich in der Lage war, einen Gegenstand mit einem neuen Namen zu belegen. Ich spielte als acht- oder neunjähriger Junge leidenschaftlich gern mit Bausteinen, und da mir dabei oft andere Personen halfen, entstand das Bedürfnis nach Namen für die einzelnen Formen der Steine. Einige der neuen Bezeichnungen waren ja objektiv gegeben, wie etwa Würfel, Säule, Bogen, in einem Falle aber versagten diese geometrischen Möglichkeiten, da ich damals das Wort Prisma, welches gepaßt hätte, noch nicht kannte. Ich mußte daher einen objektiv nicht prädestinierten Namen wählen, und meine Entscheidung fiel auf ein Wort, das mit dem Gegenstand selbst nichts zu tun hatte, dafür aber in hohem Grade lustbetont war: „Löwe". Die Aspernbrücke in Wien, meiner Vaterstadt, ist nämlich mit steinernen Löwen geschmückt, und gerade damals hatte ich erfahren, daß die Brücke ihren Namen und ihren Schmuck zur Erinnerung an die für das österreichische Heer so ruhmvolle Schlacht bei Aspern trägt. Eine Schilderung dieser Schlacht, die ich um dieselbe Zeit las, machte mir einen so tiefen Eindruck, daß mir noch heute, nach 20 Jahren, viele Details daraus gegenwärtig sind, ein Beweis dafür, wie stark lustbetont dieser ganze Komplex damals gewesen sein muß.

Ich wiederhole: daß diese wenigen Beispiele aus meiner persönlichen Erfahrung kein Beweis sind, ist mir vollkommen klar. Erst wenn zahlreiche andere Be-

obachtungen meine Ansicht bestätigen, daß bei Neubildungen die Lustbetontheit der in Betracht kommenden Worte die Wahl des Namens beeinflußt, darf dieser Satz als gesichert gelten. Vorläufig ist er, wie so vieles andere in dieser Schrift, nichts anderes als eine Arbeitshypothese, die mir allerdings als solche vielversprechend scheint.

Ehe ich weiter gehe, muß ich noch eine Bemerkung machen, um Mißverständnissen vorzubeugen. Wie überhaupt die bewußte Reflexion in der Geschichte der Sprache nur eine recht untergeordnete Rolle spielt, ist auch der oben geschilderte Prozeß der Bildung von neuen Worten wenigstens in den meisten Fällen nicht durch bewußte Absichten bestimmt. Man wählt also lustbetonte Bezeichnungen nicht etwa, weil man sich sagte: so oft ich in der Zukunft dieses neugebildete Wort aussprechen werde, steht mir wegen der damit verbundenen Assoziationen ein angenehmer Augenblick bevor; sondern das Sichvordrängen von lustbetontem Sprachmaterial läßt sich weit besser durch das alte Sprichwort charakterisieren: Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über. In der Seele des Wortbildenden existieren gewisse Affekte, die die Gelegenheit benutzen, um sich mittels des neuen Wortes wenigstens zu einem Teil zu entladen.

Ich fasse das bisher Gesagte zusammen: wo die Wahl des Namens nicht durch objektiv wichtige Merkmale beeinflußt wird, wie z. B. bei der Benennung von neugeborenen Kindern, da entscheiden zweifellos Momente affektischer Art; wo die Rücksicht auf die objektiven

Qualitäten des zu benennenden Gegenstandes zwar mit im Spiele ist, aber doch mehrere Möglichkeiten offen läßt, dürfte gleichfalls die größere oder geringere Lustbetontheit der einzelnen Konkurrenten das schließliche Resultat bestimmen.

Waren wir gezwungen, den letzten Teil dieses Satzes, als noch unbewiesen, so vorsichtig wie möglich zu formulieren, so dürfen wir mit um so größerer Zuversicht die Wichtigkeit der Affekte für diejenigen sprachlichen Prozesse vindizieren, deren Besprechung wir uns nun zuwenden wollen: den Fällen, wo eine fertige und gebräuchliche Bezeichnung eines Gegenstandes durch eine neue verdrängt wird. Eine solche Ersetzung eines alten Namens durch einen neuen ist bekanntlich ein in der Geschichte aller Sprachen außerordentlich häufiger Vorgang. Mhd. wât ist z. B. durch „Kleidung" verdrängt, mhd. sal durch „schmutzig", mhd. mâc durch „Verwandter". Versuchen wir nun zu bestimmen, welche Kräfte es sind, die die Ersetzung eines Wortes durch ein anderes veranlassen, so müssen wir wohl sagen, daß diese Kräfte nur in einer geringen Anzahl von Fällen der Verkehrsfunktion der Sprache entstammen können. Ein einmal geprägtes und anerkanntes Wort ist ja auch dann zweckmäßig, wenn es ursprünglich nicht besonders deutlich war. Nehmen wir etwa als Beispiel den Namen der bekannten Bleistiftsorte Koh-i-noor. Seine Wahl ist vom Standpunkt der Verkehrssprache aus nicht gut, denn dieser ist ja mit solchen Namen am besten gedient, die womöglich die wichtigste Eigenschaft des Gegenstandes bezeichnen

und daher leicht zu verstehen sind. Aber nachdem das Wort einmal durch eine großartige Reklame dem Sprachbewußtsein der Deutschen aufgedrängt worden ist, erfüllt es seinen Verkehrszweck genau so gut, als wenn es von Anfang an vollkommen durchsichtig und eindeutig gewesen wäre. In solchen Fällen können also die Tendenzen, die das alte Wort entfernen und es durch ein neues ersetzen, nicht von der Verkehrssprache ausgehen. Nur wenn ein altes Wort, etwa durch kulturelle Vorgänge, selten oder durch lautlichen Zusammenfall mit einem andern zweideutig geworden ist, so daß jemand, der es ausspricht, nicht ganz sicher ist, verstanden zu werden, kann er sich genötigt sehen, es durch eine deutlichere Neubildung zu ersetzen. Ein solcher Fall liegt z. B. vor bei der Verdrängung alter undurchsichtiger Worte für weibliche Tiere durch Ableitungen von den Namen der entsprechenden Männchen: so wird das alte „Hinde" durch „Hirschkuh", ahd. zóha durch „Hündin" ersetzt. Die Vorbedingung ist in beiden Fällen, daß der durch das Wort ausgedrückte Begriff wegen kultureller Vorgänge (hier durch die Ausbildung unserer städtischen Kultur) an Wichtigkeit eingebüßt hat. Aber weitaus die meisten Fälle von Verdrängung eines Wortes durch ein anderes lassen sich nicht aus den Verkehrstendenzen der Sprache verstehen.

Am klarsten wird uns dies, wenn wir an die zahlreichen Fälle des täglichen Lebens denken, wo sich Tendenzen zu solchen Verdrängungen geltend machen. Man kommt z. B. von einem Vortrag nach Hause und erzählt: „Der Vortrag war schrecklich langweilig und dumm

anderthalb Stunden lang hat der Esel geschwätzt". Natürlich weiß man genau, wie der Vortragende heißt, und wenn man bloß eine Mitteilung machen wollte, so könnte man ja einfach „Herr X" sagen: ebenso könnte man allen Anforderungen der Verständlichkeit gerecht werden, indem man sagte: „anderthalb Stunden lang hat er gesprochen"; denn daß das Gesprochene dumm war, hat man ja schon ausdrücklich bemerkt, so daß „sprechen" hier genau dieselben Dienste leisten könnte, wie „schwätzen". Gleichwohl sagt man „schwätzen" statt „sprechen" und ersetzt den Namen des Redners durch das Wort „Esel". Hier haben wir also eine momentane Verdrängung von völlig gebräuchlichen Wörtern durch andere. Über die Ursache dieses Vorgangs können wir nicht einen Augenblick im Zweifel sein: die Ersatzworte haben sich vorgedrängt, weil ein Affekt in der Seele des Sprechenden — der Ärger über die verlorene Zeit und der Widerspruch gegen das Vorgetragene — nach Ausdruck rang, und weil die Worte „Esel" und „schwätzen" zur Entladung dieses Affektes wirksamer waren, als die neutralen Ausdrücke „Herr X" und „sprechen".

Oder ein anderes Beispiel. Wenn ich vormittags von zu Hause weggehe und von meinem kleinen Jungen Abschied nehme, so sage ich oft: „Gib dem Papa das Patscherl". Natürlich könnte ich ihm, wenn ich ihm bloß meinen Wunsch mitteilen wollte, einen Handschlag zu bekommen, genau ebensogut sagen: „Gib mir die Hand", denn das Wort „Hand" ist ihm ebenso geläufig wie „Patscherl". Aber das letztere erhält den Vorzug,

weil es etwas von den Gefühlen zum Ausdruck bringt, die mich in dieser Situation beherrschen; also ganz wie im ersten Fall zeitweilig Verdrängung eines ganz gebräuchlichen Wortes durch ein anderes, das stärker affektbetont ist.

Im übrigen besteht zwischen diesem Fall und dem erstterwähnten ein Unterschied, an dem wir nicht stillschweigend vorbeigehen dürfen. Es handelt sich nämlich dabei nicht mehr um eine Ausdrucksweise, die nur singulär, im Anschluß an ein bestimmtes Erlebnis, auftaucht, sondern um eine Tendenz, ein Wort regelmäßig durch ein anderes zu ersetzen, sobald man sich in einer bestimmten und zwar häufig wiederkehrenden Situation befindet. Wir sind also schon ein gutes Stück vorwärts gekommen auf dem Wege, der dann schließlich zu einem Punkte führen kann, wo ein Wort nicht nur gelegentlich, sondern immer und völlig einem anderen Platz machen muß. Ein weiterer wichtiger Schritt auf diesem Wege ist in einem dritten Beispiele schon vollzogen; ich nenne meine Kleine gewöhnlich nicht mit ihrem Vornamen, sondern mit dem Kosewort „Katzerl". Dieses Wort ist aber weder auf eine bestimmte Situation beschränkt, noch auf meinen individuellen Sprachgebrauch, denn auch mein Junge gebraucht es gelegentlich und ebenso meine Frau, obwohl beide sonst fast immer schwedisch sprechen. Wir können hier eine Beobachtung machen, die ganz allgemein gilt: affektbetonte Worte haben eine außerordentliche Fähigkeit sich auszubreiten, und zwar in der Regel auf Kosten von Synonymen, denen kein Gefühlswert eignet. Das ist leicht erklärlich, denn ganz ohne

affektische Spannung ist wohl selten die Seele eines Menschen, weshalb allen Sprechenden Worte willkommen sind, die gelegentlich besser als andere dazu verwendet werden können, den Affekten Ausdruck zu geben. Dazu kommt, daß sich auch aus anderen Gründen Affektträger dem Gedächtnis der Hörenden leichter einprägen, als Normalworte. Werden sie doch oft mit einer Betonung, einem Nachdruck gesprochen, der den anderen Worten fehlt und sie aus dem Zusammenhang der Rede eindringlich und auffällig hervortreten läßt.

Ich zögere nicht einen Augenblick, aus den angeführten Beispielen und anderen ähnlichen, wie sie uns das tägliche Leben hundertfach darbietet, einen Schluß zu ziehen, der für das historische Problem der Wortverdrängung wichtig sein dürfte: wo nicht Rücksichten auf die Verständlichkeit bei der Ersetzung eines alten Wortes durch ein neues mitgespielt haben — und solche Fälle dürften, wie schon bemerkt, nicht allzu häufig sein — da sind für die Veränderung die Affekte verantwortlich zu machen, die an einem der beiden haften. An einem der beiden: denn während allerdings in der Regel die Affektbetontheit des siegreichen Wortes die treibende Kraft ist, kommen doch auch Fälle vor, wo ein an dem alten Wort haftender Unlustaffekt dessen Ersetzung durch ein anderes, mit weniger unangenehmen Assoziationen beladenes, zur Folge hat (vgl. Ad. Noreen, Spridda studier II, 131 f.)

Ich bin übrigens keineswegs der Erste, der für die Verdrängung von Worten durch andere die Affekte verantwortlich macht. Meyer-Lübke erklärt in seiner „Ein-

führung in das Studium der romanischen Sprachen" (2. Aufl., S. 80) das Vordringen von rom. testa auf Kosten von lat. caput durch die Affektbetontheit des ersteren, und der Zusammenhang, in dem er seine Erklärung vorbringt, scheint zu zeigen, daß er diesen Fall für typisch, also prinzipiell wichtig hält. Doch scheint mir die Formulierung seiner Äußerungen der großen Bedeutung des Gegenstandes nicht gerecht zu werden, weshalb diese auch nicht die Beachtung gefunden haben, die sie meiner Meinung nach beanspruchen dürfen. Wenigsten erinnere ich mich nicht, sie in anderen sprachhistorischen oder sprachpsychologischen Werken zitiert gesehen haben.

Was nun über die Rolle zu sagen ist, die die Affekte beim Bedeutungswandel spielen, das versteht sich nach unseren bisherigen Ausführungen eigentlich von selbst. Auch hier wage ich wieder die Behauptung: bei jedem Bedeutungsübergang, der nicht einer kulturhistorischen Änderung entspricht (s. oben S. 13), haben die mit den einzelnen Worten verknüpften Affekte eine wichtige Rolle gespielt, oder vielmehr, sie sind als Ursache der nicht kulturellen Bedeutungsübergänge zu zu betrachten.

Wir müssen uns, um das Wesen des Bedeutungswandels zu verstehen, zunächst klarmachen, daß er in vielen Fällen nur die Kehrseite des oben besprochenen Prozesses der Wortverdrängung ist. Die Ersetzung von caput durch testa hat ja zur Folge, daß das letztere Wort, welches ursprünglich „Scherbe" bedeutet, die

Bedeutung „Kopf“ erhält, oder genau genommen, der Ausdruck „hat zur Folge“ ist nicht einmal zutreffend, denn die beiden Vorgänge der Verdrängung und des Bedeutungswandels vollziehen sich gleichzeitig und vollkommen parallel. Das läßt sich an modernen Fällen, wo man an das Sprachgefühl des Lesers appellieren kann, vollkommen deutlich zeigen. Ich erinnere mich z. B. von einem besiegten Schachpartner gesagt zu haben „den habe ich gedroschen“. Dabei ersetzte ich einerseits das gewöhnliche „besiegen“ durch „dreschen“, und zwar aus Gründen affektischer Natur: die Erinnerung an die Spannung, die mich während der Partie beherrscht hatte, brachte die damit verknüpften Affekte wenigstens teilweise wieder zum Aufleben und drängte mir ein Kraftwort auf. Zugleich aber legte ich dem Worte „dreschen“ die Bedeutung „im Schach besiegen“ bei, die es sonst nicht hat. Gesetzt nun den Fall, dieser Ausdruck würde in meinem Munde stereotyp und verbreitete sich weiter, so daß er seine Konkurrenten schließlich ganz verdrängte, so würde jeder Fortschritt dieses Verdrängungsprozesses zugleich ein Erstarken der neuen Bedeutung von „dreschen“ mit sich bringen.[1] Mit einem Worte, die beiden Prozesse der Wortverdrängung und des Bedeutungübergangs sind durch Wechselbeziehungen so enge miteinander

[1] Wenn in der Terminologie des Schachspiels und vieler anderer Spiele heute das Wort „besiegen“ fast ganz durch „schlagen“ verdrängt ist, so liegt hier das Endresultat desselben Prozesses vor, dessen Anfangsstadium wir in dem Falle „dreschen“ beobachten können.

verknüpft, daß sie eigentlich nur verschiedene Aspekte eines und desselben Vorgangs darstellen. Daraus ergibt sich, daß die Ursache des einen, nämlich der Affekt, auch als die des andern zu betrachten ist.

Es kommt aber für das Verständnis des affektischen Bedeutungswandels noch ein zweites wichtiges Moment in Betracht. Es ist ja eine allgemein bekannte Tatsache, daß die mit gewissen Vorstellungen und Dingen verbundenen Affekte um so schwächer werden, je öfter sie auftreten, je mehr sie den Charakter von etwas Wohlbekanntem, Gewöhnlichem annehmen. Um nur ein bekanntes Beispiel zu erwähnen: Pferde, die die deutlichsten Anzeichen von Schrecken verraten, wenn sie zum ersten Mal schießen hören, können nach und nach dahin gebracht werden, daß sie sich auch im heftigsten Feuergefecht ruhig verhalten. Wie in diesem und unzähligen andern Fällen gilt dieses Gesetz der Abschwächung auch für die in der Entwicklung der Sprache tätigen Affekte. Wer etwa in eine neue sprachliche Umgebung versetzt wird, der stößt regelmäßig auf gewisse ihm bisher nicht geläufige Worte, die er als besonders kräftig oder ausdrucksvoll empfindet. Anfänglich nun erregen diese Worte in ihm gewisse Gefühle der Zustimmung, eventuell auch der Ablehnung, in den meisten Fällen aber gewöhnt er sich bald an die neuen Worte, er gebraucht sie selbst und kann sie nun hören oder sogar selbst verwenden, ohne irgendeinen Affekt zu verspüren.

Diese Tatsache erklärt es uns, daß mit der Verdrängung eines Wortes durch ein anderes, affektstärkeres, in den meisten Fällen kein definitiver Zustand geschaffen wird. Je mehr das neue Wort vordringt, je häufiger es also gesprochen wird, um so mehr verschwinden die Affekte, die ursprünglich an ihm hafteten, und wenn es endlich so weit ist, daß es das alte Wort ganz verdrängt hat, ist es selbst so farblos geworden, daß es seinerseits wieder im Kampf mit einem neu auftretenden Affektträger den Kürzeren ziehen muß. Dieser Abschwächungsprozeß ist naturgemäß innerhalb gewisser Bedeutungsgruppen besonders deutlich. Man denke etwa an diejenigen Worte, deren spezielle Aufgabe es ist, eine Verstärkung anderer Begriffe auszudrücken. Einer großen Anzahl dieser Worte sieht man es noch deutlich an, daß sie ursprünglich stark affektbetont waren: ich erinnere nur an „schrecklich", „entsetzlich", „ungeheuer", oder an unser „sehr", das ja jetzt recht farblos ist, wenigstens im Verhältnis zu seiner ursprünglichen Bedeutung, die bekanntlich „schmerzlich" ist (vgl. mhd. sêr „Schmerz"). Daß aber auch in der Geschichte zahlreicher anderer Wörter bei genauerem Zusehen ein ganz analoger Affektverlust nachweisbar ist, dürfte mit voller Deutlichkeit aus den im „Anhang" behandelten Beispielen hervorgehen.

Ich halte mich bei den Ausdrücken vom Typus „schrecklich" noch ein wenig auf, um mich mit der Art auseinanderzusetzen, in der man die uns hier interessierenden Momente des Bedeutungswandels zu behandeln pflegt.

In Pauls „Prinzipien der Sprachgeschichte" finden wir die Worte „schrecklich" usw. unter derjenigen Unterart des Bedeutungswandels angeführt, die durch „Beschränkung auf einen Teil des Vorstellungsinhaltes" charakterisiert wird. Ich zitiere den ganzen darauf bezüglichen Passus (S. 92f.): „Unser arg ist früher = ‚schlimm'. Wie dieses tritt es verstärkend zu Wörtern, die an sich etwas Böses, Unangenehmes bezeichnen, vgl. ein arges Unwetter, eine arge Bosheit, ein arger Sünder, er hat sich arg vergangen. Eben weil die Vorstellung von etwas Schlimmem schon in den Wörtern, denen es beigefügt wird, liegt, erscheint arg wesentlich nur als Verstärkung. Ein weiterer Schritt war dann, daß arg in süddeutscher Umgangssprache auch neben etwas Gutem, Angenehmem als Verstärkung verwendet wurde: sie ist arg schön, es hat mich arg gefreut. Auf ähnliche Weise sind eine ganze Anzahl von Wörtern zu bloßen Verstärkungen geworden, vgl. furchtbar, schrecklich, entsetzlich, ungeheuer usw."

Das Charakteristische soll also darin liegen, daß ein Teil des Bedeutungsinhalts verloren gegangen ist, z. B. bei „schrecklich" die Beziehung auf den Begriff des Erschreckens. Mag man nun Pauls Erklärung des Vorganges — Entstehung der neuen Bedeutung aus Phrasen, die eigentlich einen Pleonasmus enthielten, wie „arge Bosheit" — wahrscheinlich finden, oder nicht, so wird man das Schiefe an dieser Auffassung des Bedeutungswandels sofort empfinden, wenn man sich vor Augen hält, daß ja in diese Gruppe des „Bedeutungswandels durch Beschränkung auf einen Teil des Vorstellungs-

inhalts" auch Fälle gehören, die mit dem eben besprochenen psychologisch, d. h. den Gründen ihrer Entstehung nach, nicht das geringste zu tun haben. Man denke etwa an unser „Speicher": es ist ursprünglich eine Ableitung von lat. spica und bedeutet einen Raum, in dem man Ähren verwahrt. Jetzt ist das Charakteristikon, daß der Speicher zum Aufbewahren von Ähren dienen muß, nicht mehr vorhanden, der Bedeutungsinhalt des Wortes hat also eine Einbuße erlitten, und der Fall liegt somit für Paul genau so, wie die Fälle „arg, entsetzlich" usw. Und doch sind die Voraussetzungen dieser Fälle so himmelweit verschieden! Die Bedeutungsänderung von „Speicher" konnte nur erfolgen, sobald bestimmte kulturgeschichtliche Tatsachen vorhanden waren. Nur weil zu einer gewissen Zeit die Getreidemagazine die einzigen Vorratsgebäude von Bedeutung waren, konnte die Verallgemeinerung der Bedeutung eintreten. Der Fall „schrecklich" ist dagegen unabhängig von Voraussetzungen kulturhistorischer Art. Er könnte sich zu den verschiedensten Zeiten und in den verschiedensten Sprachen abgespielt haben, da er lediglich in einer fundamentalen Eigenschaft der Sprache, ihrer Fähigkeit zur Affektentladung zu dienen, begründet ist.

Es ist klar, daß eine Behandlung des Bedeutungsüberganges, die so grundverschiedene Sachen unter einen Hut bringt, nicht befriedigend sein kann. Zu ähnlichen Inkonsequenzen muß aber überhaupt jede Behandlung sprachlicher Probleme führen, die von logischen Begriffen ausgeht, wie dies Paul bei der Frage des Bedeutungswandels tut. Die Konstatierung des begrifflichen

Verhältnisses, in dem eine abgeleitete Bedeutung zu der ursprünglichen steht, gehört eben in das Gebiet der Logik und hat mit der Sprachwissenschaft eigentlich recht wenig zu tun.

Die „logische" Auffassung des Bedeutungswandels, wie sie uns bei Paul und vielen andern entgegentritt, ist schon von Wundt (Sprache, S. 474) energisch bekämpft worden. Er erklärt, daß bei einer solchen Betrachtung die psychischen Motive des Prozesses ganz im dunklen bleiben, und ich kann nur finden, daß er hierin vollkommen recht hat. Was uns Paul bietet, das ist nur eine Klassifikation der Resultate des Bedeutungswandels, die Gründe desselben werden nur ganz gelegentlich gestreift.

Aber ich glaube nicht, daß uns Wundts eigene Darstellung wesentlich fördert. Er will eine „psychologische Interpretation" des Bedeutungswandels geben, in Wirklichkeit erhält aber der Leser höchstens eine Darstellung des psychischen Mechanismus, der beim Bedeutungswandel funktioniert, nicht der Triebkräfte, die in jedem einzelnen Fall diesen Mechanismus erst in Bewegung setzen. Er belehrt uns etwa, daß es eine Art des Bedeutungswandels gebe, bei der sich nur ein einzelnes Merkmal, das früher unwesentlich war, in den Vordergrund schiebt, während die dominierende Vorstellung dieselbe bleibt. In anderen Fällen ändert sich auch die dominierende Vorstellung, usw. Die Art, in der Wundt diese Vorgänge beleuchtet, mag ja für den Psychologen sehr interessant sein, der Sprachforscher muß aber mit Bedauern konstatieren, daß sie

ihm wenig nützt. Die Sprachpsychologie, die wir Philologen brauchen, muß von anderer Art sein: wir verlangen von ihr vor allem, daß sie uns in der philologischen Praxis zur Lösung von Problemen verhelfe, bei denen die historischen Tatsachen uns im Stiche lassen. Dem deutschen „laufen" entspricht, um nur ein einziges Beispiel herauszugreifen, etymologisch das isländische hlaupa, das aber nicht „laufen", sondern „springen" bedeutet. Da wir nun historisch nicht mit Sicherheit entscheiden können, welche von diesen zwei Bedeutungen die ältere ist, so müssen wir versuchen, durch sprachpsychologische Erwägungen zum Ziel zu kommen. Das Einzige aber, was sich aus Wundts Darstellung des Bedeutungswandels ergibt, ist, daß in unserem Falle die dominierende Vorstellung, die der Fortbewegung, konstant geblieben ist während sich ein Merkmal des Begriffs, die Art der Fortbewegung, geändert hat. Mit anderen Worten, nachdem sich der Philologe durch Wundts umfangreiche Darstellung des Bedeutungswandels durchgearbeitet hat, muß er sich eingestehn, daß er in bezug auf den oben zitierten Einzelfall wie bei unzähligen andern der Lösung nicht näher gekommen ist. Was wir brauchen, sind nicht nur Klassifikationen und Beschreibungen der verschiedenen Arten des Bedeutungswandels, sondern vor allem die Erforschung seiner Gesetze. Diese Gesetze aber können wir erst feststellen, wenn wir die Ursachen kennen, und eben diese Ursachen glaube ich, soweit sie überhaupt sprachlicher, nicht kulturhistorischer Natur sind, in den mit den Worten verbundenen Affekten erblicken zu dürfen.

Allerdings finden wir ja gerade bei Wundt ein besonderes Kapitel über „Gefühlswirkungen beim Bedeutungswandel"; aber er ist weit entfernt, den Gefühlsgehalt der Worte, der für ihn ein Merkmal ist wie ein anderes, als Ursache des Bedeutungswandels anzuerkennen, ganz abgesehen davon, daß er die Zahl der Fälle, bei denen Gefühlswirkungen im Spiele sind, stark unterschätzt. Man vergleiche etwa, was er über die Fälle der Klasse „schrecklich" sagt (S. 560 ff.):

„Sie (die Abnützung dieser Worte) entspricht in diesem Fall der allgemeinen Erfahrung, daß Gefühle durch häufige Wiederholung sich abschwächen. Aber mag dieses Moment mitbeteiligt sein, für sich allein reicht es schwerlich aus, einen Bedeutungswandel zustande zu bringen. Ein positiver Grund zu einem solchen liegt dagegen häufig in der wirklichen Gefühlssteigerung, im Affekt, die den Redenden zu einem Worte greifen läßt, daß dem auszudrückenden Gefühlswert, objektiv betrachtet, nicht entspricht. War es nun aber auch subjektiv in dem Moment, wo es zuerst angewendet wurde, ein adäquater Ausdruck des gesteigerten Gefühls, so kann doch diese Wertung nicht andauern. Fixiert sich daher gleichwohl[1]) das im Affekt gebrauchte Wort, so ist die Abnahme der ihm innewohnenden Gefühlsstärke die Folge".

Nur auf den ersten Blick können diese Worte Wundts den Eindruck machen, als ob sie sich mit den hier vertretenen Anschauungen berührten. Das „gleichwohl" des letzten Satzes enthüllt wie mit einem Ruck die

[1]) Von mir gesperrt.

ganze Schärfe des Gegensatzes, der in Wirklichkeit besteht. Nicht trotz der Übertreibung, sondern wegen derselben fixieren sich die im Affekt gebrauchten Worte. Erst wenn man hierüber im klaren ist, kann man die Natur des Vorgangs und seine außerordentliche Wichtigkeit richtig erkennen.

Da wir gegen die sprachpsychologische Behandlung des Bedeutungsübergangs von seiten Wundts und seiner Nachfolger den Vorwurf erhoben haben, daß sie der Sprachforschung nicht weiterhelfe, müssen wir nunmehr billigerweise die Frage zu beantworten suchen, ob man gegen die hier vorgebrachten Hypothesen denselben Einwand machen könnte. Denn Hypothesen haben nur dann einen Wert, wenn sie uns in der Erkenntnis und Deutung der Tatsachen fördern.

Ich glaube nun wirklich zu der Hoffnung berechtigt zu sein, daß die Methode der Bedeutungsforschung und damit auch die der Etymologie durch die Anwendung der hier vertretenen Ansichten eine Vertiefung erfahren kann, abgesehen davon, daß dadurch auch zahlreiche Einzelfälle durchsichtiger werden. Greifen wir z. B. auf die oben aufgeworfene Frage zurück, ob der germanische Verbalstamm hlaup ursprünglich „laufen" oder „springen" bedeutet habe, so können wir mit ziemlicher Sicherheit behaupten, daß, die Richtigkeit unserer Annahmen vorausgesetzt, nur die Bedeutung „springen" die primäre sein kann. Denn der Begriff „springen" ist als der affektstärkere zu betrachten, weil er die Vorstellung des Heftigen, Plötzlichen enthält, die bei „laufen" fehlt. Wir

können uns daher sehr wohl vorstellen, daß man ein Wort, das eigentlich „springen" bedeutete, weil es ein Affektträger war, auch dort verwendete, wo eigentlich der Situation ein Ausdruck für eine weniger heftige Bewegung besser entsprochen hätte. Wenn also hlaup- „springen" bedeutete, so konnte es leicht ein Wort von der Bedeutung „laufen" verdrängen, während welchen Prozesses es jedoch, wie wir gesehen haben, automatisch den Sinn des verdrängten Wortes übernehmen mußte. Der umgekehrte Weg, Verdrängung eines affektbetonten Wortes durch ein nicht affektbetontes und gleichzeitige Steigerung des Gefühlsinhalts des letzteren, ist in unserem Falle nicht denkbar; wo derartiges vorkommt, da liegen, wie wir weiter unten sehen werden, ganz bestimmte Voraussetzungen vor, die in der Hauptsache kulturhistorischer Natur sind (vgl. S. 62f).

Wichtiger aber als solche Einzelfälle sind die Forderungen prinzipieller Art, die sich für die semasiologische Seite der Etymologie ergeben. Die Behandlung der Bedeutungsgeschichte ist ja anerkanntermaßen die Achillesferse dieser Wissenschaft. Während man bei der Besprechung der lautlichen Prozesse methodisch vorgeht, herrschte in bezug auf die Annahme von Bedeutungsübergängen wenigstens noch bis vor kurzem die größte Willkür, und zwar sowohl positiv, indem man durch wilde Konstruktionen von Mittelgliedern auch die disparatesten Bedeutungen zu vereinigen suchte, als auch negativ, indem man lautlich übereinstimmende Worte für unverwandt erklärte, wenn sich die Bedeutungen nicht gleich auf den ersten

Blick unter einen Hut bringen ließen. Jetzt ist die Sache insofern besser geworden, als man es wenigstens mit denjenigen Bedeutungsänderungen genauer zu nehmen beginnt, hinter denen man kulturhistorische Entwicklungen vermutet. Noch gibt es ja leider genug Philologen, die kulturhistorische Kenntnisse durch eine üppige Phantasie oder bestenfalls durch mehr oder weniger zweifelhafte sprachliche Parallelen ersetzen zu können meinen. Aber jedenfalls gewinnt die Meringersche Losung „ohne Sachforschung keine Sprachforschung mehr" von Jahr zu Jahr neue Anhänger. Dieser Wandel zum Bessern betrifft jedoch im großen und ganzen nur diejenigen Worte, für deren Bedeutungsentwicklung man kulturgeschichtliche Gründe annehmen zu dürfen meint. Wo dies nicht der Fall ist, da ist die Willkür noch eben so groß wie früher.

Ich stelle daher die prinzipielle Forderung auf, daß der Etymologe jeden von ihm angesetzten Bedeutungsübergang zu motivieren hat, und zwar so eingehend als möglich; es kann dies, wie schon angedeutet, durch zwei verschiedene Mittel geschehen: entweder hat er durch Sachforschung (im allerweitesten Sinne) seine Annahme als kulturhistorisch motiviert zu erweisen, oder er hat wahrscheinlich zu machen, daß die als sekundär betrachtete Bedeutung sich durch die affektischen Triebkräfte der Sprache aus der primären entwickeln konnte. Man könnte mir einwenden, daß es noch eine dritte Möglichkeit gebe: es könnte gelingen, eine Annahme durch so reichliche Parallelen zu stützen, daß sie auch ohne die genannten zwei Methoden als bewiesen gelten

dürfte; aber meiner bisherigen Erfahrung nach halte ich von dieser Möglichkeit, obwohl ich sie theoretisch zugebe, nicht viel. Gelingt es wirklich, mit Sicherheit zu zeigen, daß sich ein Bedeutungsübergang bei zahlreichen Worten einer bestimmten Bedeutungsgruppe wiederholt, dann ist es in der Regel nicht allzuschwer, ihn entweder kulturgeschichtlich zu begründen, oder seine affektische Natur nachzuweisen. Übrigens wird mir jeder Etymologe zugeben, daß auch in der Art, wie solche Parallelen gesammelt und verwertet zu werden pflegen, ein wenig mehr Kritik dringend zu wünschen wäre.

Ich kann die Wichtigkeit dieser Forderungen nicht stark genug betonen. Will die Etymologie ihren Rang unter den Sprachwissenschaften behaupten, so muß sie nach einer gefestigten Methode streben. Daß die bisher in bezug auf die Bedeutungen übliche Nonchalance bequem ist, darf uns nicht hindern, ihr je eher je lieber ein Ende zu bereiten. Wie auf allen anderen Gebieten ist auch in der Wissenschaft die Bequemlichkeit die gefährlichste Feindin des Fortschrittes.

Allerdings werden wir auch bei voller Berücksichtigung der kulturgeschichtlichen Verhältnisse und der Affekte nicht alle die Probleme lösen können, die der Bedeutungswandel uns darbietet, schon deshalb nicht, weil ja, wie Stöcklein hervorgehoben hat, der Satzzusammenhang bei der Bedeutungsentwicklung eine wichtige Rolle spielt,[1]) so daß wir eigentlich, um sicherzugehen, alle Verbindungen kennen müßten, in denen ein Wort auftreten

[1]) Stöcklein, Bedeutungswandel der Wörter. München 1898.

konnte, was natürlich unmöglich ist, sobald wir, wie es die Etymologie meistens tun muß, in vorliterarische Zeiten zurückgreifen. Aber die Erkenntnis, daß ideale Resultate meist nicht zu erreichen sein werden, darf uns natürlich nicht hindern, einen Weg einzuschlagen, der uns dem Richtigen wenigstens näher zu bringen verspricht.

Ich ergreife die Gelegenheit, um noch ein paar Worte über das Verhältnis der hier aufgestellten Thesen zu Stöckleins Grundgedanken zu sagen. Seine Forderung, daß man bei der Erforschung eines Bedeutungsüberganges nicht von den isolierten Wörtern, sondern vom Satzzusammenhang auszugehen habe, ist natürlich als durchaus gerechtfertigt anzuerkennen. Aber die Erfüllung dieser Forderung entbindet uns nicht von der mindestens ebenso wichtigen Verpflichtung, auch den Veränderungen der Gefühlswerte nachzugehen, die ein Lautkomplex durchgemacht hat. Wie nötig es ist, auch in solchen Fällen auf die Affekte Rücksicht zu nehmen, wo die Bedeutungsverschiebung scheinbar lediglich daraus zu erklären ist, daß ein Wort in einer bestimmten Phrase vorkommt, läßt sich leicht an konkreten Beispielen zeigen. Mir ist z. B. das Wort „Kreuz" in der Bedeutung „Malheur, böse Geschichte" aus der Umgangssprache meiner Heimatstadt sehr geläufig: „s' is a Kreuz mit den Kindern, sie wollen nix lernen". Diese übrigens weitverbreitete Bedeutungsentwicklung läßt sich nur dann völlig verstehen, wenn wir wissen, daß sie sich in einem ganz bestimmten Satzzusammenhang vollzogen hat. Es ist

zweifellos von einigen Bibelstellen auszugehen, z. B. Matth. 16, 24, wo Christus spricht: „Will mir jemand nachfolgen, der verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich und folge mir“ (vgl. Grimms Wörterbuch V, 2177).

Hier ist das Kreuz ein Symbol für die Leiden, auf die sich der Gläubige in der Nachfolge Christi gefaßt machen muß. Aus dieser Verwendung entwickelt sich dann die Bedeutung „Leid, Unglück“ ganz nach dem von Stöcklein S. 14 aufgestellten Schema: „1. Anwendung des Wortes in einem bestimmten Zusammenhang, wodurch sich eine bestimmte Vorstellung an das Wort knüpft; 2. Übergangsstadium, in dem durch Wiederholung des Wortes in solchem Gebrauch die neue Vorstellung sich allmählich so innig mit dem Worte verbindet, daß sie auch ohne den bestimmten Zusammenhang auftaucht; 3. Ausgeprägte neue Bedeutung, indem die neue Vorstellung Hauptvorstellung wird und als solche selbst neue Verbindungen möglich macht.“

Man würde sich jedoch sehr irren, wenn man durch solche Konstatierungen diejenigen Momente ausschalten zu können meinte, die wir als die Triebkräfte des Bedeutungswandels erkannt haben, nämlich die Kulturvorgänge und die Sprachaffekte. Daß diese Kräfte im Spiel waren, ist vielleicht in unserem Fall nicht ganz so deutlich wie in den bisher besprochenen, läßt sich aber unmöglich leugnen. Schon zu Stöckleins erstem Punkt müssen wir ja die Frage stellen: welche Umstände machten das Wort „Kreuz“, oder vielmehr seine griechische Entsprechung σταυρός fähig, in dem bestimmten,

oben zitierten Zusammenhang symbolisch die Bedeutung „Leiden" anzunehmen? Die Antwort ist natürlich: das kulturhistorische Faktum, daß der σταυρός in der antiken Rechtspflege als Marterinstrument eine wichtige Rolle spielte. Aber auch affektische Gründe sind für diese Verwendung von „Kreuz" wahrscheinlich zu machen. Ganz abgesehen davon, daß hinter jeder symbolischen Ausdrucksweise, wie ich später zeigen zu können hoffe, irgend ein Affekt sich verbirgt, ist es klar, daß hier der Autor der Bibelstelle, wenn er sich schon symbolisch ausdrücken wollte, die Wahl zwischen mehreren Bildern hatte: er hätte für „Kreuz" ebensogut „Ketten" oder „Last" sagen können. Wie dies bei solchen Konkurrenzen regelmäßig der Fall ist, hat sich aber ein stark affektbetontes Wort als siegreich erwiesen: denn daß „Kreuz" für den begeisterten Christen, der das Evangelium Matthäi verfaßt hat, mit intensiven Affekten verbunden war, wird kein Mensch bezweifeln.

Noch klarer ist, daß Stöckleins zweites Stadium — Wiederholung des Wortes in diesem bestimmten Zusammenhang — nur deshalb eintrat, weil sich an diesen Bibelspruch Affekte knüpften, denen er es verdankte, daß er gern zitiert wurde.[1]) Und wenn dann schließlich „Kreuz" auch in anderm Zusammenhang in der Bedeutung „Leid" verwendet werden konnte — Stöckleins drittes Stadium — so liegt eben in dieser Loslösung des

[1]) Man vergleiche Meister Eckhardts Buch der göttlichen Tröstung, hgg. von Strauch, 30, 1; Altdeutsche Predigten, hgg. von Schönbach, I 75, 27; II 44, 5; Deutscher Mystiker, hgg. von Pfeiffer I 200, 1; Seuse, hgg. von Bihlmeyer, 107, 11.

Wortes aus dem biblischen Vorstellungskreis eine Abschwächung der begleitenden Affekte, die dann weitergeht, indem die Bedeutung „Leid" sich zu „Unglück" „Malheur" „böse Geschichte" reduziert.

Es liegt also auf der Hand, daß auch in diesem Fall das Entscheidende, die wirkliche Ursache des Bedeutungswandels, in den die Worte begleitenden Affekten liegt. Das häufige Vorkommen in einem bestimmten Zusammenhang ist nur eine Erscheinung sekundärer Art, die ihrerseits das Vorhandensein von Affekten als primäre Bedingung voraussetzt.

Was oben von der Ansetzung von Bedeutungsübergängen gesagt wurde, gilt natürlich mutatis mutandis auch dort, wo der Etymologe wahrscheinlich machen will, daß ein neu erfundener oder vorher nicht beachteter Gegenstand nach einem bestimmten Merkmal benannt worden sei. Wenn man z. B. annimmt, daß unser „Bett" eigentlich „das Gedrückte" bedeute,[1]) so müßte man, um diese Annahme einigermaßen glaubhaft zu machen, entweder nachweisen, der Umstand, daß man beim Liegen einen Druck auf das Bett ausübt, sei zu irgend einer Zeit objektiv wichtiger gewesen als alle anderen Eigenschaften des Bettes, z. B. daß man darauf liegt; oder man müßte zeigen, daß der Begriff des Drückens in diesem Zusammenhang besonders affektbetont war und aus diesem Grund bei der Namengebung sich

[1]) Tijdschrift voor Nederlandsche Taal en Letterkunde I, 37.

zur Geltung bringen konnte. Das Eine würde vermutlich ebenso schwer fallen, wie das Andere.

Ich bin indessen weit davon entfernt, in der Erforschung der gefühlsmäßigen Betontheit der Worte lediglich ein Mittel zur genaueren Erkenntnis der Bedeutungsübergänge zu sehen. Wie schon mehrfach betont, war jede Sprachwurzel im Augenblicke ihrer Entstehung der Ausdruck starker Affekte, und die Vorgänge, durch welche diese Affekte im Laufe der Zeit reduziert wurden, bis sich oft völlig affektfreie sprachliche Gebilde ergaben, sind ein Teil der Wortgeschichte, der schon an und für sich ebenso wie etwa die phonetische Geschichte eines Wortes Anspruch auf wissenschaftliche Erforschung hat. Für die philologische Disziplin, deren Aufgabe es sein wird, die Triebkräfte zu untersuchen, welche den sprachlichen Gebilden vermöge ihres Affektgehalts innewohnen, schlage ich die Bezeichnung Dynamologie vor.

Daß das Gebiet dieser Wissenschaft weit über dasjenige der Bedeutungslehre hinausreicht, läßt sich leicht zeigen.

Wir haben schon in der Einleitung hervorgehoben daß ein Teil der lautgesetzlichen Entwicklung, die eine Sprache im Laufe ihrer Entwicklung durchgemacht hat, durch Umgestaltung in den Sprachorganen ihrer Vertreter zu erklären sein dürfte. Daß jedoch derartige anatomische Veränderungen für alle lautlichen Übergänge verantwortlich zu machen seien, wie dies vielfach angenommen worden ist, das hat zuletzt Meringer

nachdrücklich und mit Erfolg bestritten. In seinem an wertvollen Beobachtungen und Anregungen so reichen Werk „Aus dem Leben der Sprache" vertritt er (S. 239 ff.) die Ansicht, daß die Lautgesetze ihre Entstehung zum großen Teil dem Nachahmungstriebe verdanken. Irgend ein geistig oder sozial hervorragendes Individuum werde von seiner Umgebung wie in andern Stücken so auch in seinen Sprechgewohnheiten nachgeahmt, und so könne es geschehen, daß bestimmte Laute in einem kleineren oder größeren Kreise vollkommen durch andere ersetzt würden, die ursprünglich nur individuelle Varianten des nachgeahmten Vorbilds waren. Natürlich wird nicht leicht ein Forscher Gelegenheit haben, das Durchdringen eines solchen „Nachahmungs-Lautgesetzes" von Anfang bis zu Ende zu verfolgen, aber die Ansätze dazu, die man im alltäglichen Leben nicht gar zu selten beobachten kann, sprechen durchaus für die Richtigkeit von Meringers Anschauung. Ich erinnere mich deutlich eines Falles aus meiner Gymnasialzeit, wo einer meiner Kollegen plötzlich begann, in ganz auffallender Weise zu „lorchen", d. h. ein prononziertes Zäpfchen-r zu sprechen, und eines andern, wo sich mitten in unserem süddeutschen Kreise die Tendenz geltend machte, das g nach norddeutscher Weise spirantisch auszusprechen. Die betreffenden Jungen waren um diese Zeit eifrige Theaterbesucher und ahmten die Sprechgewohnheiten irgendwelcher Schauspieler nach.

Niemand wird bestreiten, daß derartige Vorgänge ganz analoge Gründe haben, wie die oben besprochenen Bedeutungsverschiebungen. Man bevorzugt eine bestimmte

Lautvariante vor anderen, weil sie das Glück hat, mit lustbetonten Vorstellungskomplexen assoziiert zu sein. Auch die Vertreter der Lautgeschichte haben also Grund, die während des Sprechens wirksamen Affekte etwas genauer zu studieren, als dies bisher geschehen ist. Allerdings liegen die Dinge weit komplizierter als bei der Bedeutungslehre. Ich kann vorläufig nicht sehen, wie die Erkenntnis, daß auch bei den Lautgesetzen affektische Kräfte im Spiele sind, sich zur besseren Beleuchtung der Einzelerscheinungen wird verwenden lassen. Jedenfalls aber ist die Sache interessant genug, um zur Sammlung von Beobachtungsmaterial geradezu herauszufordern.

Nach dem bisher Gesagten kann ich mich über die Rolle, die die affektbetonten Vorstellungen bei den sogenannten Analogiebildungen („Proportionsbildungen") spielen, kurz fassen. Wenn ein Wort z. B. seine ursprüngliche Flexion aufgibt, um sich, der Analogie eines andern folgend, einer neuen zuzuwenden, so wird man wenigstens die Frage aufwerfen müssen, ob nicht dieses letztere, das Musterwort, seine umgestaltende Kraft dem Umstand verdanke, daß es affektstärker ist, als das Beeinflußte. Allerdings steht mir hier eigenes Beobachtungsmaterial nicht zur Verfügung, aber nach dem, was wir oben über die Sprache als Affektäußerung gesagt haben, sind wir wohl a priori zu der Erwartung berechtigt, die affektischen Triebfedern des Sprachlebens auch hier tätig zu finden. Vielleicht wird sich manches, was bisher an den analogischen Umgestaltungen unklar war, in hellerem Lichte zeigen, wenn man es von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet.

So ist es ja allgemein bekannt, daß kleine Flexionsgruppen im Laufe der Zeit immer mehr anwachsen können, indem sie neue Wörter auf dem Wege der analogischen Umgestaltung in ihr Bereich ziehen. In solchen Fällen liegt die Frage sehr nahe, ob sich nicht unter den Angehörigen dieser Gruppen Affektträger befinden, die die Expansionskraft derselben erklären. Wenn z. B. im Romanischen eine große Anzahl von Verben ihre Partizipia nach der u-Konjugation bilden, die doch im Lateinischen nur verhältnismäßig sehr wenige Vertreter zählt, so darf man bei der Beurteilung dieses unerwarteten Umsichgreifens einer numerisch ziemlich schwachen Flexionsart den Umstand nicht übersehen, daß den Kern der Gruppe zwei stark affektbetonte Wörter bilden, nämlich habuere und futuere.

Man wird wohl nicht ohne Weiteres zugeben wollen, daß auch die syntaktischen Neuerungen unter dem Einflusse der im vorigen für andere Gebiete des Sprachlebens nachgewiesenen affektischen Triebkräfte stehen. Die Mittel, deren sich die Sprache bedient, um das syntaktische Verhältnis der einzelnen Satzglieder auszudrücken, Kasus- und Konjugationsendungen, Präpositionen, Konjunktionen usw., scheinen ja von jeder Affektbetontheit frei zu sein. Oder sollte, um ein konkretes Beispiel zu wählen, die Ausdrucksweise „der Hut des Vaters" zum Ausdruck von Affekten wirklich weniger geeignet gewesen sein, als „dem Vater sein Hut", welch letztere Fügung in den deutschen Mundarten den alten Genetiv so stark zurückgedrängt hat?[1])

[1]) Georg Rausch, Zur Geschichte des deutschen Genetivs, Darmstadt 1897. Gießener Dissertation.

Um diese Frage beantworten zu können, müssen wir notwendig einen Blick auf die Entstehungsgeschichte von „dem Vater sein Hut" werfen, und uns demgemäß die Frage stellen: wie kommt die Verbindung „Dativ des Artikels + Substantiv + Possessivpronomen" überhaupt dazu, einen genetivischen Sinn anzunehmen? Erst wenn diese Frage beantwortet ist, können wir untersuchen, woher diese Konstruktion die Kraft nahm, den alten Genetiv aus dem Felde zu schlagen.

Die wissenschaftliche Literatur über unsere Erscheinung ist nicht eben reich, aber immerhin können wir schon jetzt mit Sicherheit sagen, daß von gewissen Konstruktionen auszugehen ist, in denen sich die dativisch-possessivische Ausdrucksweise mit der genetivischen der Bedeutung nach berührte. Weise, in dessen „Syntax der Altenburger Mundart" S. 38 die übrige Literatur zur Frage verzeichnet ist, schreibt: „Dieser besitzanzeigende Dativ erklärt sich wohl durch Übertragung von Konstruktionen wie: ‚ich habe dem Bruder sein Haus abgekauft' ‚er hat dem Vetter sein Buch wiedergegeben', wo er unmittelbar von dem Verbum als entferntes Objekt abhängt." Nur mit einigem Vorbehalt können wir Weises Ansicht als richtig anerkennen. Er hätte nämlich Sätze wählen sollen, deren Verba des Dativobjekts besser entraten können, als „wiedergeben" und „abkaufen". Daß hier der Dativ überhaupt als Äquivalent des Genetivs empfunden werden konnte, setzt ja die irrige Auffassung voraus, daß „dem Bruder" nicht als Objekt zu dem Verbum gehöre, sondern mit dem Substantivum „sein Haus" zu einer Einheit zu verbinden sei. Dieser Irrtum

konnte aber in Weises Beispielen nicht gut entstehen, weil „abkaufen" und „wiedergeben" höchstens ausnahmsweise ohne Dativobjekt verwendet werden können, ein Satz wie „ich habe dem Bruder sein Buch wiedergegeben" also nur dann vollständig war, wenn man „dem Bruder" unmittelbar mit dem Verbum verband. Ein Satz wie „ich habe dem Bruder sein Buch genommen", war hingegen auch dann vollständig, wenn man die Worte „dem Bruder sein Buch" zusammenfaßte, und „genommen" ohne Dativobjekt ließ. Hier waren also die Voraussetzungen für die historisch unrichtige Auffassung gegeben, die aus „dem Bruder sein Buch" eine Einheit machte, und diesen Ausdruck als ein Äquivalent von „das Buch des Bruders" erscheinen ließ.

Über den Ausgangspunkt der Erscheinung sind wir also im Reinen. Daß aber aus einem so unscheinbaren Anfang heraus sich eine Tendenz entwickelt, die sich bis zur völligen Zurückdrängung der alten Genetivkonstruktion durchsetzt, das ist eine Tatsache, die wir nicht ohne Verwunderung konstatieren können. Die Sätze, in denen ein Zweifel an der Funktion des Dativs entstehen konnte, waren ja verhältnismäßig außerordentlich selten. Nur wenn ein Verbum, das mit einem Dativobjekt konstruiert wurde, Prädikat des Satzes war, konnte die Konstruktion falsch aufgefaßt werden, und auch dann nur, wenn das Dativobjekt entbehrlich war. Aber auch die Sätze, die diese beiden Bedingungen erfüllten, waren noch lange nicht alle als Angriffspunkte der neuen Tendenz brauchbar. Ausdrücke wie „er nahm dem König das Leben" kommen nicht in Betracht, obwohl sie den obenerwähnten

Voraussetzungen entsprechen, weil sie anstatt des für die neue Konstruktion so charakteristischen Possessivpronomens den bestimmten Artikel enthalten.

Man sieht also, daß die Zahl der in Betracht kommenden Übergangskonstruktionen, in denen der Dativ possessive Bedeutung annehmen konnte, verschwindend klein war gegenüber den außerordentlich häufigen Fällen, wo von altersher der Genetiv am Platze war. Und doch ist an der Tatsache nicht zu zweifeln, daß die ursprünglich seltene Ausdrucksweise eine Lebenskraft besaß, die ihr gegenüber der numerisch weit überlegenen zum Siege verhalf.

Ich zweifle keinen Augenblick daran, daß der Grund dieser eigentümlichen Entwicklung lediglich in dem Umstande zu suchen ist, daß einer ganzen Anzahl von solchen Übergangskonstruktionen infolge der Bedeutung der in Betracht kommenden Verba ein großer Affektgehalt eigen war, dem gegenüber die Farblosigkeit der normalen Genetivkonstruktionen nicht aufkommen konnte. Unter allen Übergangsbeispielen, die das Grimmsche Wörterbuch X, 1, Sp. 362 aus älteren Sprachperioden anführt, befindet sich kaum ein einziges, dessen Affektgehalt zweifelhaft wäre. Ich zitiere alle: Der Herculi sînin rinder ferstal (Notker, Boëthius, 211 a); Amon der het dem Absalon sein schwester geschwecht (Keisersberg, Granatapfel f 5 a); von stund an, ward dem Alexander sein hertz getroffen (gg5c.); einer schendet dem andern sein weib (Hesek. 33, 26); nit lang darnach fiel aber ein pestelenz in und starb d. Hervagio sin corrector Jacobus Rûberus (Platter 83, Boos);

Und starb dero zit dem abt sin bruder (Tschudi 1, 191 b); dû wart demo Balderes volon sin vuoz birenkit (2. Merseburger Zauberspruch, 2); Wanana ist iz, fro min, thaz ich es wirdig bin, thaz ich druhtine sinan sun souge? (Otfr. 1, 5, 36); Darunder was ein schlangen (Geschütz) lang, draus traf einer dem held sein pferd durch den hals (Teuerdank 80, 43); man wird richten ein armen sklaven, der hat eim ritter sein tochter beschlafen (H. Sachs 2 (1570) 3, 94 c).

Die Dativkonstruktion war also in einer ursprünglich kleinen, aber affektstarken Gruppe von Ausdrücken zu Hause. Die Folge davon war, daß ein Teil des Affekts, der anfangs nur an den Verben der in Betracht kommenden Sätze haftete, sich auf die Konstruktion selbst, ihren formellen Habitus, übertrug. Genau so, wie ein affektstarkes Substantiv oder Verbum auf Kosten eines schwächern Wortes und unter gleichzeitiger Übernahme der Bedeutung desselben sein Gebiet erweitern kann, hat dann die Konstruktion Dativ + Possessivpronomen sich auf Kosten des Genetivs ausgebreitet, aber dabei zugleich ihren affektischen Charakter aufgegeben, um allmählich ganz so farblos zu werden, wie die verdrängte Ausdrucksweise.

Einige weitere Beispiele: das Verbum „sich vröuwen" wird bekanntlich im Mittelhochdeutschen mit dem Genetiv konstruiert, im modernen Deutsch hingegen mit „über". Auch bei der Erklärung dieser Verschiebung im syntaktischen Gebrauch müssen wir zunächst nach solchen Konstruktionen suchen, wo sich „über" in seiner ursprünglichen lokalen Bedeutung mit „freuen" verbinden konnte, und zwar so, daß der Sinn des Ganzen dem der

ursprünglichen Genetivkonstruktion nahekam. Die ältesten Beispiele, für „sich freuen über", die das Deutsche Wörterbuch anführt, stammen aus Luther. Zwei von diesen drei ältesten Belegen sind nun derartige Übergangskonstruktionen, in denen „über" sowohl seiner ursprünglichen Bedeutung nach lokal, als auch nach unserem modernen Sprachgefühl kausal aufgefaßt werden kann: „Auch frewen sich die tannen uber dir und die cedern auf dem Libanon (abietes laetatae sunt super te et cedri Libani) und sagen, weil du ligest, kompt niemand erauf, der uns abhawe" (Es. 14, 8) und „das nicht mein feinde sich uber mir freueten".

In beiden Fällen ist die Vorstellung eine ursprünglich lokale: Jemand liegt besiegt zu Boden und seine Feinde geben über dem Gefallenen ihrer Freude über den Erfolg Ausdruck: doch gestattet der Zusammenhang auch, in „über" eine Angabe des Grundes zu sehen. Ich wüßte keine zweite Situation zu nennen, bei deren Beschreibung die Verwendung von „über" bei „sich freuen" ursprünglich am Platze war. Aber diese Situation ist eine außerordentlich affektstarke, und deshalb hat die ihr angemessene Ausdrucksweise die Kraft, über die in zahllosen andern Fällen allein berechtigte Genetivkonstruktion den Sieg davonzutragen.

Ganz ähnlich steht die Sache bei „über etwas weinen", wo von Phrasen auszugehen ist, die der folgenden Ausdrucksweise analog sind:

Er unde sine sune
weinoten ob ime
unze des was gnůch,
da nach er in begrůb.
(Mhd. Genesis, Hoffmanns Fundgruben II 52, 9.)

Also wieder eine stark affektbetonte Situation als Ausgangspunkt: der Tote, über dessen Leiche die Verwandten klagen.[1])

Die Verbindung „was für ein" als Fragepronomen ist verhältnismäßig jung. Sie hat die Funktion von älteren Ausdrucksweisen wie wielich. wiegetân, waz mit dem Gen. übernommen. Nach Wilmanns, Deutsche Gram. II. § 433,7 ist bei der Erklärung auszugehen von Sätzen wie „was bringst du mir für einen Bescheid?" „quid pro responso offers?" Diese Erklärung ist an sich richtig, läßt aber die Frage gänzlich unbeantwortet, wie eine ursprünglich nur in wenigen Fällen passende und außerdem etwas gezwungene Ausdrucksweise sich im Sprachgebrauch so festsetzen konnte, wie dies bei „was für ein" der Fall war. Auch hier braucht man sich nur die ursprüngliche Bedeutung eines Ausdrucks wie etwa „was gibst du uns da für Brot" zu vergegenwärtigen, um einzusehen, daß es der Affektgehalt der Konstruktion war, der ihre weite Verbreitung ermöglichte. Eigentlich besagt ja ein solcher Satz: „was gibst du uns da statt des Brotes" (mhd. vür = „an Stelle von"),

[1]) Sowohl bei „sich freuen" als bei „weinen" ist „über" mit dem Dativ die ursprüngliche Konstruktion. Warum nachträglich der Akkusativ den Dativ verdrängt hat, das hoffe ich später zeigen zu können. — Möglicherweise ist die Bedeutungsentwicklung von „über" bei freuen und weinen durch die spätlateinische Verwendung von super beeinflußt worden. Aber wenn auch die ältesten Belege Latinismen sein sollten, so bleibt doch die Tatsache bestehen, daß die Über-Konstruktion kräftig um sich griff, und unsere Erklärung dieses Vorgangs braucht nicht wesentlich modifiziert zu werden.

er enthält also in nuce den Vorwurf: „was du uns hier als Brot anbietest, verdient diesen Namen in Wirklichkeit gar nicht". Wir haben also eine Ausdrucksweise von ausgesprochen aggressivem Charakter vor uns. Sie hatte daher im Konkurrenzkampf unter den Wörtern ebenso gute Aussichten, wie irgend ein gelindes Schimpfwort.

Es läßt sich also schon jetzt, trotz unserer höchst unvollkommenen Kenntnis der historischen Syntax, ein oder das andere Beispiel anführen, das die Auffassung nahelegt: genau so, wie die Sprachaffekte für einen großen Teil der Bedeutungs- und Gebietsverschiebungen unter den einzelnen Wörtern verantwortlich zu machen sind, spielen diese Affekte auch in der Geschichte der Syntax eine Rolle. Und zwar ist der Verlauf der Umgestaltungen auf beiden Gebieten ganz analog: affektstarke, wenn auch anfangs seltene Konstruktionen erweitern ihr Gebiet unter gleichzeitiger Abschwächung ihres Affektgehalts.

Es ist vielleicht nicht überflüssig, wenn ich nochmals daran erinnere, daß die meisten in dieser Arbeit aufgestellten Sätze im grunde nur Arbeitshypothesen sind, die noch der endgültigen Bestätigung durch ein weit reichlicheres Material bedürfen, und daß dies besonders von den syntaktischen Erklärungen gilt, für die man sich eine wirklich verläßliche Grundlage nur durch zeitraubende Spezialuntersuchungen schaffen kann. Doch glaube ich behaupten zu dürfen, daß eine syntaktische Untersuchung, welche die an den einzelnen Ausdrucks-

möglichkeiten haftenden Affekte vernachlässigte, nach dem eben Gesagten nicht mehr als vollwertig betrachtet werden dürfte, auch dann nicht, wenn sie das Material in idealer Vollständigkeit vorlegte.

Wir haben bisher eine große Gruppe von Sprachveränderungen nicht in Betracht gezogen, die wir am besten als „Änderungen durch Versprechen" bezeichnen können. Sie charakterisieren sich dadurch, daß der Sprechende etwas anderes sagt, als er eigentlich beabsichtigt. In vielen Fällen ist das Resultat eine Abweichung vom allgemeinen Sprachgebrauch, die von dem Sprecher selbst als Fehler, wenn nicht gar als Unsinn erkannt wird. Auch die Hörenden pflegen die durch Versprechen entstandenen Gebilde als unrichtig oder lächerlich zu empfinden, sie auch oft zu verbessern. Man könnte also geneigt sein, die Möglichkeit zu bestreiten, daß die durch Versprechen entstandenen neuen Formen von Anderen wiederholt werden und sich schließlich auf Kosten der als richtig empfundenen durchsetzen könnten. Gleichwohl müssen wir mit Paul und Meringer annehmen (Prinzipien S. 63 f.; Meringer und Mayer, Versprechen und Verlesen S. 163 ff.), daß eine ganze Menge von neuen Formen und Worten, die sich zur Anerkennung durch die Sprachgemeinschaft durchgerungen haben, ursprünglich nichts anderes waren, als durch Versprechen hervorgerufene Fehler. Zu dieser Ansicht treibt uns die Beobachtung, daß die Resultate des Versprechens ganz das gleiche Bild darbieten, wie diejenigen sprachlichen Neubildungen, die durch Dissimilation,

Wortkreuzung, usw. entstehen. Wir wählen zur Erläuterung des eben Gesagten ein bekanntes romanisches Beispiel: lat. gravis ist im Romanischen zu *grevis geworden, und zwar durch Beeinflussung von seiten des Gegensatzes levis. Die Verdrängung des richtigen gravis durch das ursprünglich falsche *grevis hat nun vollkommene Analogien in Versprechen, wie sie noch heute jeder beobachten kann. Man beabsichtigt z. B. „schwarz" zu sagen, sagt aber „schweiß" weil einem der Gegensatz „weiß" vorschwebt. Genau wie jeder, dem heute ein solcher lapsus linguae passiert, hat auch der Erste, der *grevis für gravis sagte, dies als einen Verstoß gegen den Usus empfunden, und ebenso dürften alle, die Zeugen dieses Versprechens waren, über die Unrichtigkeit der Form *grevis mit sich im Reinen gewesen sein. Wir stehen also hier vor einer sehr merkwürdigen Tatsache: eine Form, die Sprecher und Hörer einmütig als falsch verurteilen, wird gleichwohl so oft nachgesprochen, daß sie schließlich die richtige ganz verdrängt.

Ehe wir eine Erklärung dieses Phänomens versuchen, müssen wir auf eine Seite des Sprachlebens eingehen, die wir bisher absichtlich unberücksichtigt gelassen haben: diejenigen Faktoren, die der affektentladenden Funktion der Sprache hindernd entgegenstehen.

Ich fürchte, der Leser hat in meinen bisherigen Ausführungen schon zuviel des Zweifelhaften gefunden, als daß er geneigt sein könnte, mir nun auf ein Gebiet zu folgen, das ich selbst nur mit Zögern zu betreten wage. War nämlich unsere Aufgabe schon bisher nicht leicht, wo es doch nur galt, verhältnismäßig einfache Er-

scheinungen in ihrem gradlinigen Verlauf zu verfolgen, so vervielfachen sich die Schwierigkeiten, sobald wir uns denjenigen sprachlichen Phänomenen zuwenden, die durch das Gegenspiel einander widerstrebender Kräfte zustande kommen. Wir hatten es bisher bloß mit Erscheinungen zu tun, in denen das Wirken der affektischen Triebkräfte ungehemmt verläuft; nun müssen wir wenigstens einen Versuch machen, die sprachlichen Produkte zu charakterisieren, welche entstehen, sobald die Verkehrsfunktion der Sprache dem nach Entladung ringenden Affekt Hindernisse in den Weg legt. Vielleicht wird mancher Leser meinen, daß ein solcher Versuch besser unterblieben wäre, bis reiflicheres Nachdenken über die hier vorliegenden komplizierten Probleme und Sammlung eines größeren Beobachtungsmaterials die Aussichten auf Erfolg verbessert hätten. Wenn ich mich gleichwohl entschlossen habe, die folgenden Seiten in ihrer jetzigen unfertigen Form zu veröffentlichen, so geschieht es, weil ich der Überzeugung bin, daß ein Einzelner hier auch in jahrelanger Arbeit nicht soviel Material und Ideen zur Deutung desselben zusammenbringt, wie die allgemeine Diskussion vielleicht in wenigen Wochen ans Licht fördern kann.

Es ist oben (S. 12) bemerkt worden, daß schon die Absicht, anderen verständlich zu werden, unter Umständen einen affekteinschränkenden Faktor darstellte. Ein Mensch kann z. B. so stark erregt sein, daß nur ein unartikuliertes Gebrüll der adäquate Ausdruck für seine Gefühle wäre. Er ist aber durch irgendwelche Umstände genötigt, einem

andern Wesen von Art und Grund seiner Erregung Mitteilung zu machen, und die Rücksichtnahme auf die Verständlichkeit zwingt ihn, seine Äußerungen an diejenigen Ausdrucksmöglichkeiten zu binden, die die verhältnismäßig geringe Anzahl der artikulierten Laute darbietet. Schon auf den allerprimitivsten Stadien des Sprachlebens muß so die Verkehrsfunktion der Sprache einen für die Affektäußerung ungünstigen Einfluß ausgeübt haben. Auf höheren Kulturstufen, als man begonnen hatte, auch die Gefühle seiner Mitmenschen zu respektieren, mußte dann dieser Einfluß noch stärker werden.

Der Mensch merkte bald, daß es vorteilhaft sei, wenn er nicht nur solche Wörter verwendete, die für ihn selbst lustbetont waren, sondern auch solche, die beim Hörer angenehme Vorstellungen erweckten. Er sah sich daher veranlaßt, im Verkehr mit andern Wörter zu gebrauchen, die geradezu darauf berechnet waren, die Gunst der Hörer zu gewinnen. Die deutlichste Folge dieses Bestrebens ist die Tendenz, vornehme Titel auch solchen Leuten gegenüber anzuwenden, die eigentlich keinen Anspruch darauf haben. Der Effekt ist dann natürlich, daß diese Titel, wie jeder andere allzuhäufig gebrauchte Affektträger, ihren ursprünglichen Wert ganz verlieren. Ich erinnere nur an die bekannten Fälle Herr, Frau, Gnädige, span. Usted (aus vuestra merced, Euer Gnaden). Einige weniger eklatante Fälle, die aber ohne Zweifel analog zu beurteilen sind, kommen im Anhang zur Sprache.

Wichtiger als diese Erscheinungen ist aber die Kehrseite derselben. Indem ich meine Affekte ungehemmt

zum Ausdruck bringe, wirke ich ja unbedingt auf die Stimmung der Hörenden ein. Durch einen unerwarteten Ausbruch der Trauer oder des Zornes kann der Einzelne die fröhliche Laune einer ganzen Gesellschaft zunichte machen, ihr einen Stimmungswechsel aufzwingen, der notwendig als sehr unwillkommene Störung empfunden werden muß. Durch die bei steigendem Kulturniveau immer stärker werdende Rücksicht auf andere wird schließlich ein Zustand erreicht, in dem jede ein gewisses Maß der Intensität überschreitende Gefühlsäußerung als unschicklich empfunden und nach Möglichkeit unterdrückt wird. Natürlich macht sich diese Einschränkung der individuellen Freiheit nicht bloß auf sprachlichem Gebiet geltend, sondern sie bezieht sich auf alle diejenigen Bewegungen des Menschen, die als Ausdruck von Gemütserregungen in Betracht kommen können. Ebensowenig, wie ich in guter Gesellschaft unter normalen Verhältnissen schreien darf, ist es mir gestattet mit den Füßen zu stampfen oder mit der Faust auf den Tisch zu schlagen. Hier interessiert uns indessen nur die offenkundige Tatsache, daß der Druck, welchen die Gesamtheit auf den Einzelnen ausübt, auch die sprachlichen Äußerungen beeinflußt. Die Rücksichtnahme auf die Hörenden zwingt uns z. B. in zahllosen Fällen, die unseren Affekten adäquate Tonstärke herabzusetzen, was natürlich für die phonetische Gestaltung des Gesprochenen auch sonst nicht ohne Folgen ist. Wir müssen ferner, und das ist besonders wichtig, auf den Gebrauch solcher Worte verzichten, an denen ein besonders starker Affekt haftet, wie z. B. Schimpfwörter, Ausdrücke, die der sexuellen

Sphäre angehören, usw. Natürlich ist die Grenze, die das Erlaubte von dem Bedenklichen und Verpönten scheidet, je nach den Sitten der jeweiligen Umgebung und den momentanen Umständen außerordentlich verschieden. In gewissen Kreisen sind sogar schon so unschuldige Affektträger wie „Pfote" oder „Schädel" unzulässig, ebenso Wörter, die nur entfernt an Sexuelles erinnern, wie z. B. „Hose". Aber jedenfalls dürfen wir es als eine feststehende Tatsache betrachten, daß es gegenwärtig keine Sprachgemeinschaft gibt, in der es an derartigen Wortverboten ganz fehlt. Auch auf Kulturstufen, wo der gesellschaftliche Takt in unserem modernen Sinne noch nicht genug entwickelt ist, um die Wortwahl beeinflussen zu können, entstehen nämlich ganz analoge Wortverbote durch die Rücksichtnahme auf Faktoren, die freilich für uns nur der Scheinwelt angehören, für den Primitiven aber genau so reale Mächte darstellen, wie die mit ihm verkehrenden Menschen. Es sind dies die übernatürlichen Wesen, mit denen der Aberglaube von jeher die Umgebung des Menschen bevölkert hat. Wer seine Kinder, seinen Besitz, lobt, der fordert den Neid der Unsichtbaren mit all seinen verderblichen Folgen heraus; wer den Namen des Teufels nennt, der ruft ihn herbei. Von solchen Anschauungen und darauf gegründeten Wortverboten wimmelt es in den Gesetzen nicht nur des Aberglaubens sondern auch der höheren Religionen. Wir machen uns also kaum einer Übertreibung schuldig, wenn wir behaupten: seit es eine Sprache gibt, haben sich aus den Rücksichten auf den Verkehr mit anderen realen oder eingebildeten Wesen

ununterbrochen Kräfte entwickelt, die die Freiheit der Affektentladung bald mehr bald weniger stark einschränken. Die Gesamtheit dieser Kräfte wollen wir im folgenden mit Zensur bezeichnen, ein Terminus, den wir wie mehrere der im weiteren Verlauf unserer Untersuchungen zur Geltung kommenden Gesichtspunkte der Freudschen Psychologie entnehmen.[1])

Begreiflicherweise äußert sich die Tätigkeit dieser Zensur in einer Weise, die dem Wirken der affektischen Triebkräfte gerade entgegengesetzt ist. Wie wir gesehen haben, streben die Sprachaffekte danach, abgebrauchte Worte durch Affektträger zu ersetzen; die Zensur umgekehrt, Worte zu verwenden, die möglichst affektfrei sind. Was wir über das sprachliche Wirken der Zensur zu sagen haben, ist also eigentlich nur die spiegelbildliche Umkehrung dessen, was oben im Hinblick auf die Affektäußerung ausgeführt wurde. Doch muß wenigstens auf eines der wichtigsten Produkte der Zensur, den sogenannten Euphemismus, genauer eingegangen werden. Es ist hier allerdings nicht unsere Aufgabe, die Psychologie des

[1]) Wie allgemein bekannt sein dürfte, gehört Freuds „Psychoanalyse" gegenwärtig zu den aktuellsten und umstrittensten Problemen der Psychologie. Es ist daher nicht unnötig, wenn ich betone, daß ich mir ein selbständiges Urteil in diesen Fragen nicht anmaße und infolgedessen nur solche Züge der Freudschen Lehren verwerte, die auch der Laie ohne weiteres als richtig erkennen kann. Hingegen muß ich hervorheben, daß ich Freuds Arbeiten die „psychische Einstellung" verdanke, die mir die hier vorgetragenen Beobachtungen und Anschauungen nahegelegt hat.

Euphemismus erschöpfend zu behandeln. Vielmehr können wir uns damit begnügen, auf diejenigen Punkte hinzuweisen, die die Eigentümlichkeiten seiner sprachgeschichtlichen Rolle erklären. Wir beschränken uns dabei auf den gesellschaftlichen Euphemismus, während wir den teilweise unter komplizierteren Bedingungen funktionierenden religiösen hier außer Acht lassen.

Es gibt wie gesagt eine Reihe von Worten, die in bestimmten Kreisen nicht genannt werden dürfen, weil die durch sie bezeichneten Begriffe Sphären angehören, vor denen man aus irgend einem Grunde eine gewisse Scheu hat. Natürlich hindert dies nicht, daß die betreffenden Dinge gelegentlich doch erwähnt werden müssen. Wer sich aber durch irgend welche Umstände veranlaßt sieht, von ihnen zu sprechen, der hat das Gefühl, dem Hörer gegenüber eine Ungehörigkeit zu begehen, indem er ihn zwingt, an Dinge zu denken, die nach den Gesetzen der Etikette ignoriert werden müssen. Das Mittel, dessen man sich in solchen Fällen bedient, um einerseits das Beabsichtigte zum Ausdruck zu bringen, andererseits dem Hörer gegenüber den schuldigen Respekt nicht zu verletzen, ist eben der Euphemismus. Man gebraucht ein Wort, das den anstößigen Begriff nur mangelhaft bezeichnet, aber auf Grund des Zusammenhanges von dem Hörenden doch verstanden wird. Z. B. ist der Begriff „schwanger" in vielen Kreisen, als der sexuellen Sphäre angehörig, nicht recht gesellschaftsfähig. Muß man ihn doch erwähnen, so gebraucht man unbestimmte Ausdrücke, wie „in anderen Umständen", „nicht mobil", usw. Zunächst fällt es dem Beobachter aller-

dings schwer, zu verstehen, inwiefern dadurch die Sache verbessert wird, da das eigentlich Anstößige nicht das Wort, sondern der Begriff ist, der ja durch „nicht mobil" dem Hörer ebenso ins Bewußtsein gerufen wird, wie durch „schwanger". Daß man gleichwohl das Gefühl hat, bei Anwendung der ersteren Ausdrucksweise die Anstößigkeit vermieden zu haben, kann verschiedene Gründe haben. Hat man den verhüllenden Ausdruck erst ad hoc gebildet, oder ist er verhältnismäßig wenig eingebürgert, so wälzt man nämlich einen Teil der Verantwortung auf den Hörenden ab, indem man ihm durch die Unbestimmtheit des gewählten Ausdrucks die Möglichkeit läßt, darunter etwas ganz Unanstößiges zu verstehen; faßt er den Euphemismus trotzdem so auf, wie er gemeint ist, legt er also dem allgemeinen Ausdruck einen speziellen, und zwar anstößigen Sinn bei, so ist er den Absichten des Sprechenden, der einen eigentlich verbotenen Begriff doch zum Ausdruck bringen will, auf halbem Wege entgegengekommen. Er ist an dem Verstoße gegen die gute Sitte mitschuldig geworden und hat kein Recht mehr, sich dadurch gekränkt zu fühlen. Etwas anders liegt die Sache, wenn man keinen neugebildeten Euphemismus verwendet, sondern einen traditionellen, etwa von der Art des oben zitierten „in anderen Umständen". Ein solcher Ausdruck kann natürlich ebensowenig mißverstanden werden, wie irgend ein nicht euphemistischer. Wenn es gleichwohl ungezählte Menschen gibt, die ein „schwanger" als unfein empfinden, ein „in anderen Umständen" hingegen als einwandfrei, so liegt der Grund darin, daß man bei Anwendnng des letzteren Ausdrucks dem Respekt,

den man dem Hörenden schuldig ist, dadurch Genüge zu leisten meint, daß man nicht den direkten Ausdruck wählt, sondern eine Umschreibung. Man gibt so gewissermaßen dem Hörenden zu verstehen, daß man nur gezwungen seine Gedanken auf ein anstößiges Gebiet hinlenkt. Liegt im Erwähnen nicht gesellschaftsfähiger Begriffe eine Respektsverletzung, so birgt andererseits die Verwendung von Euphemismen eine Höflichkeitsbezeugung, durch die man dem Hörenden eine Art Ersatz bietet. Der Euphemismus ist also in diesen Fällen ein Äquivalent der häufig zu beobachtenden Erscheinung, daß man vor anstößigen Worten eine kleine Pause macht oder sie mit etwas gedrückter Stimme ausspricht, gleichfalls um dadurch anzudeuten, daß man sich nur mit Widerstreben zu einer Verletzung des Wortverbotes entschließe.

Aus diesen Erwägungen ergibt sich die Erklärung dafür, daß sich euphemistische Ausdrücke rasch abnützen und durch neue ersetzt werden müssen. Wenn der Umstand, daß ich nicht „schwanger" sondern „in anderen Umständen" sage, von dem Hörenden als ein Akt der Höflichkeit empfunden werden soll, so setzt das voraus, daß ihm der nicht euphemistische Ausdruck „schwanger" geläufig ist. Hätte er Zeit seines Lebens nie etwas anderes gehört, als „nicht mobil", so wüßte er ja nicht, daß ich mir ihm zuliebe die Mühe nehme, ein Äquivalent für ein anstößiges Wort zu suchen. Er erhielte also keinerlei Ersatz für die Respektswidrigkeit, die in der Erwähnung des anstößigen Begriffs liegt. Und wenn er auch „schwanger" ein oder ein paarmal gehört haben sollte, aber nicht häufig genug, um es für den normalen Aus-

druck des vermiedenen Begriffs zu halten, so ändert das nicht viel. In dem Augenblick also, wo ein Euphemismus so häufig wird, daß er als Normalwort zu gelten beginnt, hört er auf, Euphemismus zu sein, und damit ist seiner Verbreitungsfähigkeit ein Ziel gesteckt, genau so, wie es mit der Expansion eines Kraftwort zu Ende geht, sobald es sich, vermöge seiner Eigenschaft als Affektträger, die Stellung eines Normalwortes erkämpft hat. Und wie der ehemalige Affektträger in Gefahr ist, von neuen unverbrauchten Entladungswörtern verdrängt zu werden, so pflegt der zum Gemeinplatz gewordene Euphemismus neuen umschreibenden Ausdrücken zu weichen, die, wie oben gezeigt, einen Teil der Verantwortung für die Erwähnung anstößiger Begriffe dem Hörer zuschieben, oder ihn sonst für den begangenen Etikettefehler entschädigen.

Wir haben gezeigt, daß das Wirken der Zensur infolge der Beeinflussung des Wortschatzes in euphemistischem Sinne zu einer sprachverändernden Kraft werden kann. Daß auch die phonetische Gestaltung der Sprache unter Umständen durch Zensurierung Veränderungen erleiden kann, geht wie oben erwähnt schon aus dem Umstand hervor, daß die affekthemmenden Kräfte oft ein lautes Sprechen verbieten. Auf anderen Gebieten des Sprachlebens, der Flexion, der Wortbildung und Syntax dürfte hingegen die Zensur nur insofern einen Einfluß ausüben, als sie es dem Einzelnen gerne verbieten möchte, sich von den anderen Mitgliedern der Gesellschaft sprachlich zu unterscheiden. Sie zwingt daher oft

das Individuum, persönlich lustbetonte Änderungen rückgängig zu machen, die von dem Sprachgebrauch der Allgemeinheit, dem anerkannt „Richtigen", abweichen. Um ein Beispiel zu geben: aus einem mir unbekannten Grunde empfinde ich den Plural „Worte" als ausgesprochen lustbetont und habe daher die Tendenz, ihn auch dort zu verwenden, wo die Vorschriften der Grammatik „Wörter" verlangen, welche Form mir unelegant klingt. Gleichwohl habe ich schon oft auf den Lustgewinn verzichtet, der für mich mit der Verwendung von „Worte" verknüpft ist, in der bewußten Erwägung, daß es mir nicht gestattet sei, mich gegen die Zensur aufzulehnen, die mir hier in Form einer grammatischen Regel entgegentrat.

Um nun nach dieser langen aber notwendigen Abschweifung auf unseren Ausgangspunkt, das Versprechen zurückzukommen: eben diese letztere Form der Zensur, die Macht des Althergebrachten, ist es auch, die uns so oft veranlaßt, gegen die durch Versprechen zustandegekommenen Neubildungen zu reagieren.

Wir werden uns hüten, die Energie zu unterschätzen, die in dieser Ablehnung von Neuerungen liegt. Wie Meringer sehr richtig hervorhebt, reagiert die große Masse kräftig und oft rücksichtslos gegen alles, was imstande ist, einen alten Brauch, sei es auch nur in einer Kleinigkeit, abzuändern (Leben der Sprache 234f.).

Und gegenüber den Neuerungen, die durch Versprechen entstehen, bedient sich der Widerstand der kompakten Majorität oft der gefährlichsten Form, die ihm zur Ver-

fügung steht: des Spottes über den Urheber der Abweichung vom Usus und das Produkt derselben. Je stärker aber die Reaktion gegen die durch Versprechen verursachten Sprachfehler in der Regel ausfällt, mit um so größerer Sicherheit können wir sagen: wenn ein und derselbe Fehler sich so oft wiederholt, daß er sich schließlich den Rang einer berechtigten Sprachform erringt, so muß er imstande sein, seine Urheber in irgendeiner Weise für die unangenehmen Erfahrungen zu entschädigen, denen er sie aussetzt.

Diese Entschädigung kann in sehr verschiedenen Formen stattfinden. In einer großen Gruppe von festwerdenden Sprechfehlern erfordert die neue Form weniger Aufwand an Artikulationsenergie und Aufmerksamkeit, wie z. B. bei der zahlreichen Gattung der Dissimilationen. Wenn immer wieder statt des ursprünglich richtigen „Kloblauch" die dissimilierte Form „Knoblauch" gesprochen wurde, bis sich diese leichter sprechbare Form schließlich durchsetzte, so hat sich hier die individuelle Trägheit mit Erfolg gegen die Trägheit der großen Masse geltendgemacht, die wohl der letzte Grund des Widerstandes gegen Neuerungen ist. Aber bei weitem nicht alle Sprachformen, die durch Versprechen entstanden sind, können durch den Hinweis auf die damit verbundene Kraftersparnis erklärt werden. Zwischen gravis und *grevis dürfte in bezug auf den beim Aussprechen erforderlichen Energieaufwand kaum ein Unterschied bestehen. In solchen Fällen muß also der entschädigende Lustgewinn anderswo zu suchen sein.

Nun ist ja schon von Meringer darauf hingewiesen worden, daß das Versprechen Nebengedanken des Sprechenden zum Ausdruck bringen kann, die eigentlich dazu bestimmt waren, verschwiegen zu werden. Man vergleiche ein Beispiel aus „Versprechen und Verlesen" S. 62: „Mu. erzählt von Vorgängen, die er in seinem Innern für ‚Schweinereien' erklärt. Er sucht aber nach einer milderen Form und beginnt: Dann aber sind Sachen zum Vorschwein gekommen . . . May(er) und ich (d. h. Meringer) waren anwesend und Mu. bestätigte, daß er an „Schweinereien" gedacht hätte. Daß sich dieses gedachte Wort bei „Vorschein" verriet und plötzlich wirksam wurde, findet in der Ähnlichkeit der Wörter seine genügende Erklärung."

Die Psychologie dieses Falles ist klar und für unsere Untersuchung außerordentlich lehrreich: Der Sprecher ist von einem Affekt beherrscht, der nach sprachlich adäquatem Ausdruck ringt. Ein solcher ist in Gestalt des Kraftwortes „Schweinereien" gefunden, aber dieses wird als wenig salonfähig und wohl auch als etwas zu aggressiv durch die Zensur unterdrückt, der Sprecher sucht also nach einer milderen Form und entschließt sich, statt „Schweinereien" das harmlose „Tatsachen" zu verwenden. Daß bloße Vorkommen der Silbe „schein" genügt aber, um dem unterdrückten Affekt eine Möglichkeit zu geben, die von der Zensur aufgestellten Schranken zu durchbrechen und sich durch das Versprechen „schwein" wenigstens teilweise zu entladen.

In seiner Schrift „Zur Psychopathologie des Alltags" (3. Aufl., Berlin 1910) hat Freud den Mechanismus

dieses Beispiels (Entladung eines durch die Zensur unterdrückten Affekts mit Hilfe eines Umwegs) für das Versprechen im allgemeinen in Anspruch genommen, während Meringer (Leben der Sprache S. 130) gegen diese Verallgemeinerung und vor allem gegen die Technik von Freuds Analysen der einzelnen Fälle protestiert. Für meine Person bin ich geneigt, den Freudschen Standpunkt für den richtigen zu halten, da ich mich selbst mehrfach überzeugen konnte, daß auch bei scheinbar rein lautlichem Versprechen oft „Nebengedanken", das heißt durch die Zensur unterdrückte Affekte, im Spiel sind. Doch können wir ja hier von der Frage ganz absehen, ob das Versprechen *immer* auf der Freiwerdung unterdrückter Affekte beruhe, da uns in unserem Zusammenhang die wohl von niemandem bestrittene Tatsache vollkommen genügt, daß es auf der Durchbrechung der Zensurschranken beruhen *kann*.

Gerade an den Fällen der Kategorie „Vorschwein" können wir nämlich deutlich sehen, worin der gesuchte Lustgewinn in denjenigen Fällen des Versprechens bestehen kann, bei denen eine Ersparung an Artikulationskraft nicht stattfindet. Die Befreiung eines anfänglich zum Unterdrücktwerden verurteilten Affekts führt selbstverständlich eine psychische Erleichterung, die Lösung einer dem Sprecher aufgezwungenen Spannung herbei.

Mit diesem Nachweis, daß das Versprechen auf affektischen Quellen beruhen könne, ist nun allerdings noch nicht viel gewonnen. Es erübrigt noch zu untersuchen, in welchen Fällen aus diesem Lustgewinn eine häufige Wiederholung und damit ein Festwerden eines

bestimmten Sprechfehlers erwachsen kann. Denn daß unter allen wirklich vorkommenden Versprechen nur wenige Aussicht haben, zur Anerkennung durchzudringen, wird sofort klar, wenn man einige Seiten aus Meringers Sammlungen durchliest. Es müssen sich vielmehr eine Reihe von Umständen vereinigen, um einen solchen Erfolg zu ermöglichen. Um diesen Bedingungen auf die Spur zu kommen, wollen wir von der Betrachtung einiger Beispiele ausgehen.

In „Aus dem Leben der Sprache", S. 30 referiert Meringer ein Versprechen „vauler Bauch" für „voller Bauch." Es sieht ganz so aus, als habe hier ein Affektträger, „faul", die Schranken der Zensur durchbrochen, natürlich unterstützt durch die assimilatorische Einwirkung des Vokals von „Bauch" und dadurch, daß das beabsichtigte „voll" dieselben Konsonanten enthält. Allerdings könnten wir diese Auffassung nur dann als sicher hinstellen, wenn uns die psychische Disposition, aus der dieses Versprechen hervorging, genau bekannt wäre, aber wir können ja hier von der Frage, ob wir den Grund dieses Versprechens richtig erkannt haben, ganz absehen, da wir nur untersuchen wollen, welche Aussichten ein so motiviertes Versprechen hätte, wenn es tatsächlich vorkäme. Es interessieren uns also weniger die Bedingungen, unter denen dieses Versprechen entstanden ist, als vielmehr die Frage nach seiner Lebensfähigkeit. Vorausgesetzt nun, daß hier wirklich ein Affektträger die Zensur durchbrochen hat, dürfen wir zwar eine gewisse Lustbetontheit des Versprechens annehmen, müssen uns aber doch sagen, daß ein Durchdringen der Form

„vaul" für „voll" ausgeschlossen ist. Denn erstens gehört „faul" einer Gruppe von unanstößigen Affektträgern an, die nur gelegentlich der Zensur verfallen und es daher meist nicht nötig haben, den Umweg des Versprechens zu wählen. Zweitens ist es ein reiner Zufall daß hinter „voll" das Wort „Bauch" steht, dessen Vokal das Zustandekommen der Form „vaul" begünstigt, und drittens ist es auch ein Zufall, daß die Verdrängung des Affektträgers „faul" gerade in dem Augenblick versucht wird, wo die das Versprechen befördernde Phrase „voller Bauch" ausgesprochen werden soll, denn ein inhaltlicher Zusammenhang zwischen „faul" und „voller Bauch" besteht zwar ohne Zweifel, muß aber doch als sehr entfernt und unwichtig bezeichnet werden.

Etwas günstiger steht es bei „Frestessen" (Leben der Sprache, S. 41) für „Festessen", wozu Meringer bemerkt: Er (der Urheber des Versprechens) dachte natürlich an „Fressen", wollte aber das Wort vermeiden. „Fressen" verfällt ja der Zensur viel eher als „faul", außerdem gehören „Festessen" und „Fressen", offenbar einem und demselben Vorstellungskomplex an, und schließlich besteht eine unverkennbare Klangähnlichkeit. Gleichwohl glaube ich nicht, daß auf diese Weise jemals ein anerkanntes Wort „Frestessen" entstehen kann, so wenig es mich wundern würde, wenn sich diese Form als Sprechfehler noch öfters nachweisen ließe. Auch hier ist nämlich die Herrschaft der Zensur nicht hart genug, um nicht auch eine direktere Affektentladung, wie etwa „Festfressen" zu gestatten. Auch daß das Wort „Festessen" etymo-

logisch so durchsichtig ist, im Sprachbewußtsein so feste Anhaltspunkte hat, ist der Form „Frestessen" nicht günstig.

Anders wiederum stehen die Sachen bei einem Fall wie „wir fozzeln ihn ja nur" [von Meringer (S. 82) als Kontamination aus „foppen" und „frozzeln" erklärt], vorausgesetzt daß hier das verpönte „Fotze" („vulva") zum Durchbruch kommt. Dem Festwerden dieses Fehlers wäre der Umstand günstig, daß der sexuelle Komplex, dem „Fotze" angehört, in unseren Gesellschaftskreisen immer der Zensur unterliegt, der Affekt hier also nur auf Schleichwegen zum Ausdruck gelangen kann. Günstig ist ferner, daß es für „foppen" und seine Begriffsverwandten so unzählige dialektische Ausdrücke gibt, daß man beim Hören eines neuen Wortes nie mit Bestimmtheit sagen kann, ob der Sprecher eine fehlerhafte Neubildung produziere oder ein wirklich existierendes, dem Hörer nur zufällig unbekanntes Wort gebrauche. Infolge dieser Unsicherheit wird der Hörer vielleicht die Kritik unterdrücken, die bei „Frestessen" oder „fauler Bauch" kaum ausbleiben wird. Aber ein Umstand liegt vor, der dem Sprechfehler „fozzeln" unter den heutigen Zensurverhältnissen jede Aussicht auf Anerkennung raubt: er bringt den unterdrückten sexuellen Komplex in einer so unverhüllten Form zum Ausdruck, daß das neue Wort wieder genau denselben Zensurkräften zum Opfer fällt, wie der Komplex selbst, und daher von den Hörern abgelehnt werden muß.

Im Gegensatz hierzu dürfte man einem Fehler, von dem Freud S. 45 erzählt, größere Lebensfähigkeit zutrauen:

Eine Dame behauptet, ihr Häuschen liege an der Berglende, (statt: Berglehne), und zwar, weil das Wort „Lende" auf Grund ganz persönlicher Verhältnisse für sie einen der Zensur unterliegenden Affektträger bildet. Wenn dieser Fehler so häufig nachgesprochen würde, daß er schließlich zur Anerkennung gelangte, so würde mich das nicht wundern. Allerdings sind die Vorbedingungen dieses Versprechens, wie gesagt, ganz individuelle, aber mehr als ein Hörer könnte die so entstandene Form brauchbar finden, um dem immer der Zensur unterworfenen und nie ganz unaktuellen Sexualkomplex ein kleines Ventil zu schaffen, indem er das vollkommen neutrale „Lehne" durch das nicht völlig affektfreie „Lende" ersetzt. Andererseits ist „Lende" doch wieder nicht so stark sexuell betont, daß es bedingungslos der Zensur verfallen müßte, wie etwa „fozzeln". Ferner ist „Berglehne" ein ziemlich seltenes Wort, an dessen richtiger Gestalt Zweifel leicht entstehen können und endlich ist die als begünstigender Faktor immer wichtige Lautähnlichkeit eine sehr weitgehende.

Für das Festwerden eines Versprechens ist also günstig: das ständige Vorhandensein der Zensur, vorausgesetzt, daß die durch Versprechen entstandene Form nicht direkt als Auflehnung gegen diese erkennbar ist; formelle und begriffliche Verwandtschaft des durch das Versprechen umgestalteten Ausdrucks mit dem beeinflussenden; Unsicherheit der Kritik, die z. B. in der Seltenheit des umgestalteten Wortes begründet sein kann, oder in dem Umstand, daß es zahlreiche Synonyma hat.

Im folgendem wollen wir versuchen, aus diesen Erkenntnissen eine Lehre für die Methode der historischen Wortforschung zu ziehen. Da, wie wir gesehen haben, eine große Gruppe von Versprechungen in Kontaminationen resultiert, dürfte hier der richtige Ort sein, um einige Worte über die Rolle zu sagen, die die sogenannten „Wortkreuzungen" in der grammatischen und etymologischen Praxis spielen. Besonders die romanische Philologie, aber auch andere Zweige der Sprachwissenschaft, haben ja in Fällen, wo die Lautgesetze nicht ausreichen, mit der Annahme gerechnet, daß zwei bedeutungsverwandte Worte miteinander in der Weise verschmelzen können, daß ein drittes Wort entsteht, welches aus Teilen der beiden Mutterwörter zusammengesetzt ist. Und zwar ist man anscheinend der Ansicht, daß die Vorbedingungen für solche Kreuzungen lediglich in der begrifflichen und lautlichen Verwandtschaft der in Betracht kommenden Wörter liegen. Selbst Forscher wie Schuchardt und Meyer-Lübke operieren mit ihnen unbedenklich, ohne sich die Frage vorzulegen, wie es denn komme, daß Formen, die anfangs als fehlerhaft empfunden werden mußten, sich die Anerkennung einer ganzen Sprachgemeinschaft erringen konnten. Wenn in irgend einem Teil des romanischen Sprachgebietes plötzlich jemand statt retorta oder vitalba ein aus den beiden verquicktes *retalba bildete (Schuchardt, Baskisch und Romanisch, S. 47 ff.), so ist das als Versprechen leicht zu begreifen, aber daß irgend ein Mensch diese Form für richtig hielt, ist ebenso ausgeschlossen, wie daß ein Deutscher über die Fehlerhaftigkeit des Wortes „Zut" im Zweifel sein

könnte, das eine wirklich dagewesene Kontaminationsform aus „Zorn“ und „Wut“ ist (Leben der Sprache, S. 81).

Woher also die Lebenskraft der falschen Form? Diese Frage müssen wir uns in diesen und anderen ähnlichen Fällen vorlegen, wenn wir die in der Sprache festgewordenen Kontaminationsformen nicht nur registrieren, sondern auch verstehen wollen. Natürlich läßt sich nicht behaupten, daß überall der Widerstreit zwischen Affekt und Zensur die Schuld tragen müsse, dazu ist ja unser Beobachtungsmaterial viel zu gering, aber man wird wohl von der Annahme ausgehen dürfen, daß die Sprachaffekte bei der Entstehung solcher Formen beteiligt sind, denn irgendwelche Vorzüge muß die Fehlform vor der richtigen besessen haben, und wo nicht Artikulationserleichterung in Betracht kommt, wüßte ich nicht, welche Beweggründe außer den Affekten mitgespielt haben könnten. Auch hier wird nur das Sammeln und Analysieren moderner Analogien, die unserem Verständnis besser zugänglich sind, uns auf den richtigen Weg führen können.

Gerade das Studium des Versprechen ist so lehrreich, weil es uns deutlich zeigt, daß es mit dem Entstehen einer Sprachform nicht getan ist; es müssen sich Momente finden, die der Augenblicksbildung Dauer verleihen. Wenn wir also oben an der Hand einiger Fälle aus der eigenen Erfahrung die Bedingungen klarzustellen versucht haben, unter denen sich die Entstehung von Neuerungen vollzieht, so dürfen wir nicht vergessen, daß uns solche Momentaufnahmen aus dem Leben der Sprache insofern nur ein sehr einseitiges Bild liefern, als sie

sich auf ein einziges Individuum oder höchstens einen kleinen Kreis von solchen beziehen, während die Sprachgeschichte es fast ausschließlich mit Änderungen zu tun hat, die sich einer ganzen Sprachgemeinde bemächtigt haben. Von dem ersten Auftauchen eines Wortes oder einer Bedeutung bis zu dem Stadium, wo das Neue dem Alten ernstliche Konkurrenz zu machen beginnt oder es gänzlich aus dem Felde schlägt, ist ein sehr weiter Weg, dessen Ende wohl nur verhältnismäßig wenige Neuerungen erreichen. Wenn ich ein neues Wort gebildet habe, so befinde ich mich ja anfangs im Gegensatz zu der ganzen Menge meiner Sprachgenossen. Wenn nun gleichwohl von einzelnen Individuen geprägte Worte und Formen sich durchsetzen, d. h. nach und nach Eigentum einer ganzen Sprachgemeinschaft werden, so müssen diese glücklichen Neubildungen irgendwelche Eigenschaften besitzen, die sie lebenskräftig machen und ihnen zum Siege über das Alte und über etwa mitkonkurrierende Neubildungen verhelfen.

Fragen wir nach der Geschichte einer festgewordenen Neubildung, so müssen wir also erstens die schaffenden Momente berücksichtigen, welche den Urheber veranlaßten, vom Sprachusus abzuweichen, oder ihn zu bereichern, und zweitens die fixierenden Momente, d. h. alle diejenigen, welche der Neubildung die Kraft verliehen, sich durchzusetzen.[1])

[1]) Diese Scheidung zwischen individualpsychologischen und massenpsychologischen Vorgängen ist außerordentlich wichtig, aber in der sprachwissenschaftlichen Literatur nur sehr selten durchgeführt. Eine rühmliche Ausnahme bilden E. Schröders Erörterungen in den Nachrichten der K. Gesellschaft der Wissenschaften, Göttingen, Bd. 1906, S. 66 ff.

Schon im Verlauf unserer bisherigen Untersuchungen haben wir gelegentlich auf solche fixierende Momente hingewiesen. Um uns aber über ihre Natur klarzuwerden, müssen wir wieder solcher Fälle habhaft zu werden suchen, die unserer Beoachtung unmittelbar zugänglich sind. Wir stoßen ja oft genug bei der Lektüre oder in der Konversation auf Worte und Wendungen, die uns neu sind. An vielen gehen wir gänzlich achtlos vorüber, andere werden bewußt abgelehnt, wieder andere werden unserem eigenen Sprachmaterial einverleibt, erweisen sich also als lebenskräftig.

So oft ich nun während der letzten Zeit bemerkte, daß ich einen mir bisher unbekannten Ausdruck einem andern nachsprach oder nachschrieb, habe ich versucht, mir über die Motive klarzuwerden, die mich zu diesem Verhalten veranlaßten. Ich untersuchte mit anderen Worten meine Tätigkeit als *sprachaufnehmendes* Individuum, um zunächst zu konstatieren, welche Momente bei *mir* als fixierend in Betracht kommen. Aus diesen Beobachtungen ergeben sich dann gewisse Schlüsse auf die Art der fixierenden Momente überhaupt, die freilich durch Beobachtungen von und an andern bestätigt werden müssen, ehe sie definitive Geltung beanspruchen dürfen. Wir konstatieren aus diesen Beobachtungen zunächst, daß es fixierende Momente gibt, die lediglich in der Verkehrsfunktion begründet sind. Wenn ich z. B. erfahre, daß unser österreichisches Gebäck „Kipfel" in Norddeutschland „Hörnchen" heißt, so werde ich natürlich in Berlin mein gewohntes „Kipfel" durch „Hörnchen" ersetzen. Ich

nehme also ein Wort lediglich zu dem Zweck auf, um mich besser verständigen zu können. Ebenso werde ich natürlich aus praktischen Gründen solche Worte akzeptieren, die Begriffe bezeichnen, für welche ich bis dahin keinen oder keinen bequemen Namen kannte. Z. B. übernimmt jeder, der Sprachwissenschaft studiert, ohne weiteres Worte wie „Lautverschiebung", „Verbalabstraktum", „Vokalismus" usw. Wollte er diese Worte vermeiden, so könnte er sich seinen Fachgenossen vielfach nur mit Mühe verständlich machen.

In einer ganzen Reihe von Fällen habe ich jedoch Worte und Endungen übernommen, ohne daß ich in der Verkehrsfunktion der Sprache einen Grund dafür finden konnte. Es zeigte sich dann bei einer kleinen Selbstprüfung regelmäßig, daß diese Worte sich in meinen Sprachschatz eindrängten, weil sie sich in irgendeiner Weise in den Dienst der Affektentladung durch die Sprache stellen ließen. Besonders klar ist dies bei einigen Kraftausdrücken, die sich mit merkwürdiger Raschheit und Zähigkeit in meinem Wortschatz festgesetzt haben. Z. B. habe ich vor einigen Jahren das schwedische „svinpäls" nach einmaligem Hören aufgenommen, um es vermutlich bis an mein seliges Ende zu behalten.

In andern Fällen ist der Affekt, der neuen Wörtern zur Anerkennung verhalf, weniger deutlich, aber ohne Zweifel vorhanden. Ich gebe hierfür ein charakteristisches Beispiel, für dessen Richtigkeit ich garantieren kann. Einer meiner Schachfreunde gebraucht mit Vorliebe statt „das weiß ich nicht" oder dergleichen die Phrase „säj de, goa fabrikörn" (etwa: „Wer das wüßte, lieber

Fabrikant"). Ich hatte den Ausdruck vielleicht 20 mal gehört, ohne daß es mir eingefallen wäre, ihn selbst zu verwenden. Da stieß ich eines Tages auf einen alten Bekannten, dem, wie ich glaubte, der Titel „fabrikör" zukam. Der Mann gehört zu meinen angenehmsten Erinnerungen. Ich habe nämlich vor mehreren Jahren eine Schachpartie gegen ihn gewonnen, der die Auszeichnung zuteil wurde, in der „Schachspalte" einer Zeitung veröffentlicht zu werden. Während der folgenden Tage nun ertappte ich mich einmal über das andere dabei, daß ich die Phrase „säj de, goa fabrikörn" bei allen möglichen und unmöglichen Gelegenheiten anwendete. Sie war infolge der angenehmen Marke, die das Wort „fabrikör" plötzlich erhalten hatte, mit einem Schlage zu einem Lieblingsausdruck geworden.

Ich kann eine oder die andere Beobachtung aus dem Sprachleben anderer Personen mitteilen, die das oben Gesagte bestätigt. Eines Tages höre ich von meiner Frau den Ausdruck „slita hund" („es schlecht haben"), von dem ich bestimmt versichern kann, daß er ihrem Wortschatz bis dahin nicht angehörte, und wenige Minuten später die Phrase „han är full av hund" (ungefähr „er hat's dick hinter den Ohren"), die ihr gleichfalls sonst fernliegt. Ich zog daraus sofort den Schluß, daß das Wort „Hund" plötzlich infolge irgend eines Ereignisses einen starken Affektgehalt bekommen haben müsse, der sein anscheinend unmotiviertes Vordrängen veranlaßte. Und wirklich stellte sich heraus, daß sie am selben Tage eine stark affektbetonte Geschichte gehört hatte, in der ein Hund die Hauptrolle spielte. Sie hatte die

beiden Phrasen natürlich schon früher gekannt, verwendete sie aber erst dann, als sie zu Affektträgern geworden waren.

Vor ganz kurzer Zeit erst erhielt ich von einem Freunde das Manuskript einer wissenschaftlichen Arbeit, deren Ausführung meiner Ansicht nach der Vortrefflichkeit des Grundgedankens nicht ganz entsprach. Beim Zurückgeben teilte ich ihm meine Bedenken und meine Anerkennung mit, und sagte dabei unter anderm „de här kan du göra ett betydligt större nummer av“ („daraus kannst du eine viel größere Nummer machen“). Da ich fast täglich mit ihm beisammen bin, kann ich mit Bestimmtheit behaupten, daß diese Phrase in seinem Wortschatz bis dahin nicht enthalten war. Es fiel mir daher sofort auf, als er schon am folgenden Tage die gleiche Phrase mir gegenüber gebrauchte, und obwohl seither erst wenige Tage vergangen sind, habe ich sie noch zwei weitere Male aus seinem Munde gehört. Sie hat sich also plötzlich mit großer Energie bei ihm festgesetzt, natürlich deshalb, weil sie infolge des darin enthaltenen Lobes lustbetont war.

Aus diesen Vorkommnissen ziehe ich den Schluß, daß bei der Weiterverbreitung eines Ausdrucks die Affekte eine ebenso große Rolle spielen wie bei der Prägung neuer Wörter und Phrasen. Ausdrücke, die geeignet sind, einer großen Zahl von Menschen als Mittel zur Affektentladung zu dienen, haben Aussicht, Gemeingut eines weiten Kreises zu werden. Neubildungen hingegen, deren affektische Vorbedingungen allzu individueller Natur

sind, die ihren Affektgehalt aus nicht typischen, persönlichen Erlebnissen beziehen, haben keine derartige Expansionskraft.

Wir verstehen daher die leicht mit Beispielen zu belegende Tatsache, daß Vorstellungskreise, an welche sich gewisse Affekte knüpfen, zum Ausgangspunkt einer ganzen Menge von Wörtern und Phrasen werden, die sich mit großer Energie einen Platz im Wortschatz der Allgemeinheit erringen. Ich verweise z. B. auf die zahlreichen Ausdrücke, die die deutsche Sprache dem Ideenkreis der Fechtkunst verdankt: „jemandem die Spitze bieten, das Heft in der Hand haben, eine gute Klinge schlagen, sich eine Blöße geben", usw. (vgl. Weiße-Polle, „Wie denkt das Volk über die Sprache", S. 67 f.). War ein solcher Ausdruck einmal geprägt, so verhalf ihm das fixierende Moment, welches in seinen Beziehungen zu einer affektbetonten Tätigkeit lag, zu rascher Verbreitung. Ein noch eklatanteres Beispiel ist die große Expansionskraft der sexuellen Wörter, die ich in meiner Arbeit „Über den Einfluß sexueller Momente auf Entstehung und Entwicklung der Sprache", Imago I. 405 ff.) nachgewiesen habe.

Ebensowenig werden wir uns darüber wundern, daß der Witz zu den Mitteln gehört, die einem neugeschaffenen Ausdruck am schnellsten und leichtesten zu allgemeiner Verbreitung verhelfen. Liegt ja doch der Lustgewinn offen zutage, der für Sprecher und Hörer mit der Propagierung solcher Neuigkeiten verbunden ist. Ich erinnere mich noch sehr gut, mit welchem Eifer in Wien seinerzeit die Bezeichnung „das goldene Krauthappel" (Krautkopf) kolportiert wurde, mit der irgendein Witz-

bold das Sezessionsgebäude wegen seiner aus vergoldeten Blättern bestehenden Kuppel belegt hatte. Und der Name „Begasus" für das Pferd der von Begas geschaffenen Wilhelmstatue in Berlin wird auch nicht vieler Tage bedurft haben, um populär zu werden. Für die tiefere psychologische Begründung dieser Vorgänge müssen wir wieder auf die Forschungen Freuds verweisen, der in seinem Werk „Der Witz und seine Beziehungen zum Unbewußten" unser Verständnis des Witzes und seiner Psychologie aufs Entscheidendste gefördert hat. Danach ist es die spezielle Aufgabe des Witzes, uns den Genuß von Lustquellen zu ermöglichen, die uns durch die Zensur unter normalen Umständen unzugänglich gemacht werden. Der Witz hat also als sprachpsychologischer Faktor eine Aufgabe, die sich mit der des Euphemismus vielfach berührt. Auch er ermöglicht ja oft die Erwähnung von Dingen, die die Zensur nicht gestatten will. Und auch er erreicht sein Ziel durch die Darbietung eines den Hörer entschädigenden Ersatzes. Während aber dieser Ersatz beim Euphemismus, wie oben gezeigt, in einer Art Respektsbezeugung besteht, besticht der Witz den Hörer, indem er ihm einen Lustgewinn ermöglicht, der ihm sonst versagt bliebe.

Ich fasse nunmehr die in der vorliegenden Arbeit vertretenen Ansichten zusammen: die Erscheinungen des Sprachlebens erklären sich zum Teil aus ihrer Aufgabe, als Verständigungsmittel zu dienen, zum Teil aus der Rolle, die sie als affektbefreiendes Mittel spielt. Da die Verständlichkeit des Gesprochenen durch Abweichungen vom allgemeinen Sprachgebrauch nur selten gefördert,

wohl aber in unzähligen Fällen beeinträchtigt werden kann, müssen wir die Hauptursache der Sprachveränderungen in den mit dem Wort verbundenen Affekten suchen, die durch neue, unverbrauchte Wörter und Phrasen besser zum Ausdruck gebracht werden können, als durch traditionelle. Die Affekte sind somit eine wichtige Ursache der Verdrängung von Worten durch andere, indem ein stark affektbetonter Ausdruck immer Aussichten hat, auf Kosten eines neutraleren sich durchzusetzen. Der Affekt ist aber auch eine wichtige Ursache des Bedeutungswandels, der, soweit er nicht durch kulturhistorische Änderungen bedingt ist, nur die Kehrseite des Konkurrenzkampfs zwischen den Worten darstellt. Der vordringende Affektträger nimmt nämlich in bezug auf Bedeutung und Gefühlswert nach und nach ganz die Stellung des von ihm verdrängten Normalwortes ein, weshalb der Bedeutungswandel in der Regel mit einer Herabsetzung der dem Worte ursprünglich innewohnenden Affektstärke verbunden ist. Wie die Wörter können auch Flexionsendungen und syntaktische Konstruktionen zu Affektträgern werden, in welchem Falle sie gleichfalls die Tendenz zeigen, ihr Gebiet auf Kosten anderer affektloser Endungen und Konstruktionen zu erweitern, natürlich unter allmählichem Aufgeben ihres urlichen Affektgehalts. — Der freien Entfaltung der affektischen Triebkräfte steht die Rücksichtnahme auf die Verkehrsfunktion der Sprache hindernd im Wege. Es entsteht eine Zensur, die Unverständliches, die Eitelkeit des Hörers Verletzendes, religiös Anstößiges, der Etikette Widersprechendes, sowie vom Usus allzustark Abweichendes nach Möglichkeit auszuschließen sucht. Eine der

wichtigsten der in dieser Zensur begründeten Erscheinungen ist der Euphemismus, auch bei der Entstehung witziger Ausdrücke dürfte sie eine Rolle spielen. — Neubildungen, die vom Usus so stark abweichen, daß sie als fehlerhaft empfunden werden, können nur dann zur Anerkennung durch die Sprachgemeinschaft durchdringen, wenn sie vor der korrekten Form irgend einen Vorzug haben. Auch hierbei können affektische Momente eine Rolle spielen (Umgehung der Zensur durch Versprechen). — Bei der Entstehung individueller Abweichungen vom Sprachgebrauch sowie bei Bereicherungen der Sprache durch Benennung neuer Gegenstände spielen also die Affekte eine große Rolle, indem diejenigen Ausdrucksmöglichkeiten vorgezogen werden, die zur Entladung von Affekten tauglich sind. Ebenso wichtig sind die Affekte als „fixierende Momente", da neugebildete Ausdrücke dann Aussicht haben, im Sprachgebrauch fest zu werden, wenn sie dem Bedürfnis nach Affektentladung entgegenkommen. Unter solchen Umständen stellt die Lehre von den in der Sprache zum Ausdruck kommenden Affekten („Dynamologie") ein wichtiges Gebiet der Sprachwissenschaft dar, das allerdings bisher zum schweren Schaden dieser Wissenschaft, besonders der Bedeutungslehre, stark vernachlässigt worden ist.

Ich habe im Verlauf dieser Untersuchung so oft den hypothetischen Charakter dieser meiner Ansichten betont, daß vielleicht mancher Leser auf den Gedanken kommen könnte, meine Arbeit sei unter diejenige Klasse von sprachphilosophischen Schriften einzureihen, denen die Mehrzahl

der Sprachforscher mit mehr oder weniger begründetem Mißtrauen aus dem Wege geht, weil sie nur Spekulationen enthalten, die bei der Bearbeitung konkreter Fälle nicht weiterhelfen. Demgegenüber hebe ich hervor, daß ich daß Wort „hypothetisch" nur deshalb so oft verwenden mußte, weil ich selbst vorläufig nicht in der Lage war, alles zu beweisen: nicht etwa, weil die behandelten Fragen metaphysisch und daher überhaupt unbeweisbar wären. Ich habe nicht geschrieben, um neues Spintisieren über die Grundfragen des Sprachlebens zu veranlassen, sondern um diese Probleme endlich einmal auf eine Basis zu stellen, wo das Theoretisieren aufhört und die solide Arbeit beginnt. Diese Arbeit muß meiner Meinung nach bestehen: in unabläßiger und vielseitiger Beobachtung der Vorgänge in der lebenden Sprache, vor allem aber auch in der Untersuchung der bewußten oder unbewußten Motive, die uns bei der Wahl unserer Ausdrucksmöglichkeiten bestimmen; in der genaueren Erforschung der Umstände, unter denen eine ursprünglich individuelle Sprachneuerung sich festsetzt; in der Anwendung der so gewonnenen Resultate auf die Gesamtheit und die Details der historischen Sprachforschung, besonders aber der Etymologie und des bisher so stark vernachläßigten Bedeutungswandels.

Damit wären die wichtigsten Ziele gesteckt, denen die Sprachwissenschaft meiner Überzeugung nach zuzustreben hat. Daß diese Ziele mit den bisher dominierenden Methoden nicht zu erreichen sein werden, ist mir klar. Die Beobachtung der lebendigen Sprache erfordert ja weit mehr Feinheit und Gewandtheit, als die Unter-

suchung des schriftlich fixierten Materials. Der Philologe wird sich daher alle diejenigen Hilfsmittel aneignen müssen, deren sich die Psychologie, auch die experimentelle, bedient. Aber allerdings wird er sich hüten, die Untersuchung der Assoziationen und Empfindungen gegenüber derjenigen der Gefühle so stark in den Vordergrund treten zu lassen, wie dies in einem großen Teil der psychologischen Literatur geschieht; denn die treibende Kraft, nicht nur im Leben sondern auch in der Sprache, sind nicht die Sinne und der Intellekt, sondern die Gefühle. Aber auch der Kulturgeschichte wird sich der Sprachforscher in noch weit höherem Grade zuwenden müssen, als dies bisher der Fall war. Hat sich nämlich die kulturhistorische Arbeit der Sprachforscher bis jetzt in erster Linie auf die Realien konzentriert, so müssen wir nun versuchen, mit dem Fühlen vergangener Zeiten vertraut zu werden. Denn wenn wir unsere modernen Gefühle als unfehlbare Wegweiser betrachten wollten, sobald es gilt, sprachliche Vorgänge einer früheren Zeit zu beurteilen, so müßten schwere Täuschungen die Folge sein. Mit den Sachen ändern sich die Affekte, die an ihnen haften: mit den kulturellen Fortschritten ändert sich aber auch vor allem die Zensur, welche die Grenze zwischen sprachlich Erlaubtem und Verpöntem bestimmt. Unsere Auffassung der Sprache eines Zeitalters wird daher um so richtiger werden, je tiefer wir uns in ihre kulturellen Voraussetzungen hineingearbeitet haben.

Ich habe soeben gesagt: mit den Sachen ändern sich auch die Affekte, die an ihnen haften. Aber hätte ich nicht mit demselben Recht sagen können: die Änderung, besonders

die Abnützung der Affekte, ist nicht nur eine Ursache des Sprachwandels, sondern auch des Wandels der materiellen und geistigen Kultur? Ich glaube diese Frage schon jetzt für gewisse Gebiete mit Ja beantworten zu dürfen. Die Psychologie der Neuerung auf dem Gebiet der Religion, der Kunst, der Mode, des Spiels scheint mir im großen ganzen dieselbe zu sein, wie die der sprachlichen Änderung: Entstehung des Keims bei einem Individuum unter dem Einfluß nach Ausdruck ringender Affekte, Verbreitung über einen größeren Kreis, die gleichfalls durch Affekte begünstigt wird, und schließlich Abnützung dieser Affekte und Verdrängung durch Neues. Auch in der Psychologie der technischen Erfindung werden sich wahrscheinlich affektische Einschläge nachweisen lassen, wenn auch auf diesem Gebiet als fixierende Einflüsse in erster Linie Utilitätsmomente in Betracht kommen dürften.

Ich bin überzeugt, daß bei der Erforschung aller dieser Probleme gerade die Sprachwissenschaft wichtige Dienste leisten wird, indem sie dem Kundigen die Wege andeutet, auf denen die Entwicklung fortgeschritten ist. Allerdings wird sie diese Führerrolle nur dann übernehmen können, wenn ihre Anhänger es verstehen, sie zu der vielseitigsten der Geisteswissenschaften auszugestalten. Das aber muß sie werden, wenn sie ihrem Objekt gerecht werden soll; denn unter den kulturellen Errungenschaften des Menschen gibt es keine, die sich so gleichmäßig über alle Gebiete seiner Tätigkeit erstreckte, wie eben die Sprache.

Anhang.

Vielleicht wird mancher Leser zugeben, daß die Affekte im Leben der Sprache eine wichtigere Rolle gespielt haben, als man in der Regel annimmt, aber gleichwohl bezweifeln, daß ihr Anteil an der Sprachentwicklung so außerordentlich bedeutend war, wie ich dies oben mehrfach behauptet habe. Um nun derartige Zweifel ein wenig zu entkräften, mache ich im Folgenden eine kleine Stichprobe: Ich nehme die Worte eines beliebigen kleinen Satzes der Reihe nach durch und versuche zu zeigen, daß kaum ein einziges unter ihnen ist, in dessen Geschichte sich nicht die Einflüsse von affektstarken Komplexen wahrscheinlich machen ließen; das nicht, ehe es zum Normalwort wurde, in höherem oder geringerem Grade Affektträger gewesen wäre. Um mehr als einen ganz provisorischen Versuch kann es sich schon aus dem Grunde nicht handeln, daß ich vorläufig genötigt bin, mich ganz auf die Angaben der Wörterbücher zu stützen, die ja nur einen Bruchteil des Materials bieten. Aber schließlich muß einmal ein erster Versuch gemacht werden, dessen Schwächen der Leser um so eher verzeihen wird, je unumwundener ich sie zugebe. Ich wähle also

den ersten Satz des ersten Buches, das mir in die Hand fällt, Wundts „Sprache", und beginne die Analyse: „Über Plan und Absicht des vorliegenden Werkes gibt die Einleitung Rechenschaft".

Wir haben da zunächst die Präposition „über" in einer Funktion, die unmöglich als ursprünglich betrachtet werden kann. Es könnte hier ganz gut mit „in bezug auf" wiedergegeben werden, während die älteste Bedeutung offenbar die rein lokale ist, die noch jetzt in Phrasen wie „der Himmel über uns" erhalten ist. Schon oben haben wir gezeigt, daß eine ähnliche übertragene Bedeutung, die in „über etwas weinen, sich über etwas freuen" sich aus der rein lokalen dadurch entwickelte, daß bei der Schilderung einer bestimmten Situation („über einen Toten, d. h. über einer Leiche, klagen") „über" gleichzeitig die lokale Beziehung und die kausale ausdrückte, und daß die ursprünglich auf diesen speziellen Zusammenhang beschränkte kausale Nebenbedeutung infolge der Affektbetontheit der geschilderten Situation ihr Gebiet allmählich zu erweitern vermochte. In dem Fall, der uns hier vorliegt, „über etwas Rechenschaft geben", liegt die Sache etwas anders. Es gibt nämlich, soviel ich sehe, keine Phrase, in der „Rechenschaft geben" mit lokalem „über" konstruiert werden könnte; daß wir überhaupt die Möglichkeit haben, „Rechenschaft geben" mit „über" zu verbinden, setzt vielmehr voraus, daß sich der Übergang von der lokalen Bedeutung von „über" zur übertragenen in anderen Verbindungen vollzogen hatte, daß also „Rechenschaft geben" die „über"-Konstruktion von anderen Verben sekundär übernommen

hat. Diese Annahme wird durch das historische Material vollauf bestätigt: nach dem Grimmschen Wörterbuch zu urteilen, ist „Rechenschaft geben über" eine sehr junge Ausdrucksweise, in älterer Sprache heißt es „Rechenschaft geben von".

Unter solchen Umständen können wir unsere Untersuchung unmöglich auf diese eine Phrase beschränken, sondern müssen zunächst die Frage zu beantworten suchen, wie die übertragene Bedeutung von „über" im allgemeinen sich erklären läßt. Ich stelle zu diesem Zweck die hauptsächlichsten Phrasen zusammen, in denen es im Neuhochdeutschen diese Bedeutung hat; die synonymischen Ausdrücke werden hierbei zu Gruppen vereinigt:

1. über etwas weinen, klagen, jammern, sich grämen, ärgern;
2. über etwas sich freuen, jubeln, frohlocken, lachen, spotten;
3. über etwas klagen, sich beschweren, Beschwerde führen:
4. über etwas urteilen, ein Urteil fällen, seine Meinung sagen, sich aussprechen;
5. über etwas nachdenken, (nach-)grübeln, brüten:
6. über etwas sprechen, reden, sich unterhalten, schreiben, Vorlesungen halten;
7. über etwas streiten, diskutieren, sich auseinandersetzen:
8. über etwas Aufschluß geben, Rechenschaft geben, Aufklärung geben, Aufklärung verbreiten, Angaben machen, orientieren, sich Gewißheit verschaffen.

Natürlich ist diese Liste nicht vollständig, aber ich hoffe, daß die fehlenden Ausdrücke sich leicht in irgend eine der obigen Gruppen einreihen lassen werden.

Unsere Aufgabe wird nun sein, diejenigen Verba auszuscheiden, welche nicht mit lokalem „über" konstruiert werden konnten, bei denen also die Verbindung mit „über" erst eintreten konnte, als dieses bereits in anderem Zusammenhang übertragene Bedeutung angenommen hatte. Wir nehmen zu diesem Zweck eine Gruppe nach der anderen durch.

Gruppe 1 und 2 sind bereits oben (S. 52 ff.) behandelt; wir haben zu erweisen versucht, daß die Konstruktion mit „über" von Phrasen ausging, wie „über der Leiche eines Freundes weinen", „über einem gefallenen Feinde frohlocken". Durch die Affektstärke dieser Ausgangsphrasen verbreitete sich die „über"-Konstruktion zunächst auf solche Phrasen, wo „frohlocken, weinen", eigentlich anders, z. B. mit dem Genetiv zu verbinden waren, dann auch auf andere, bedeutungsverwandte Wörter, wie „lachen, sich ärgern".

Von den unter 3 vereinigten Verben muß die „über"-Konstruktion „bei sich beschweren, Beschwerde führen" sekundär sein, bei „klagen" (hier im Sinne von „Klage führen gegen jemanden", nicht wie bei Gruppe 1 im Sinne von „jammern") ist sie hingegen alt und aus der lokalen Bedeutung heraus verständlich. „Über einen klagen" (vgl. Walter v. d. Vogelw. 12, 17,) bedeutet ursprünglich, ganz wie das gleichfalls im Mhd. vorkommende, „üf einen klagen": „Anklagen über jemanden häufen, durch Klagen eine Last auf ihn türmen, die ihn zu Boden drückt". Auch hier also ein affektstarker Ausdruck, nach dessen Muster dann neue gebildet werden.

4. „Über" ist offenbar sekundär in Verbindungen wie „seine Meinung sagen, sich aussprechen", hingegen primär in „ein Urteil fällen, urteilen", allerdings nur in denjenigen Fällen, wo diese Phrasen ihre ursprüngliche Bedeutung „über jemand richten" noch besitzen und nicht, wie dies im Nhd. meist der Fall ist, zu Ausdrücken für „seine Ansicht aussprechen" herabgesunken sind. „Ein Urteil fällen über jemanden" bedeutet ja eigentlich „die Last eines schuldigsprechenden Urteils auf ihn stürzen". Der affektische Charakter der Primärkonstruktion ist unverkennbar.

5. Statt „über etwas nachdenken" hieß es oft noch bei den Klassikern „einem Dinge nachdenken", welche Konstruktion natürlich die ursprüngliche ist. Ebenso müßte „(nach)-grübeln" sinngemäß mit dem Dativ konstruiert werden, da es ja eigentlich „nach einem Dinge graben" heißt. Hingegen ist die Konstruktion mit „über" bei „brüten" von Anfang an berechtigt. Der Ausdruck ist rein lokal in „die Henne brütet über den Eiern", sowie aber „brüten" in übertragenem Sinne gebraucht wurde, („meine Einbildungskraft brütete über der kleinen Welt [des Puppenspiels], die gar bald eine andere Gestalt gewann", Goethe), mußte der lokale Sinn der Präposition einem übertragenen Platz machen.

Daß wir es bei der Phrase „über etwas brüten" mit einem Affektträger zu tun haben, geht schon aus dem Umstande hervor, das es sich um eine bildliche Ausdrucksweise handelt. Wie ich bald an einem größeren Material zu zeigen gedenke, liegt nämlich das Wesen des sprachlichen Vergleichs darin, daß man einen

Begriff in Beziehung zu einem affektstarken Komplex setzt, um ihm so größeren Nachdruck zu verleihen. In unserem speziellen Fall ist es nicht schwer, die Assoziationen nachzuweisen, aus denen die Affektbetontheit stammt. Der brütende Vogel ist ja ein Sinnbild elterlicher Pflichttreue, und auch Beziehungen zum sexuellen Gebiet sind vorhanden.

In Gruppe 6 (sprechen, usw.) ist „über", soweit ich sehe, bei allen Verben sekundär. Die Konstruktion ist auf die Worte dieser Gruppe vermutlich von denjenigen der 7. aus übertragen worden, deren Kern wiederum „streiten über . . ." in einer ganz speziellen Anwendung bilden dürfte. „Streiten über" konnte ja ursprünglich nur gesagt werden, wenn das Objekt des Streites zu Füßen der Kämpfenden auf dem Boden lag, also wohl in erster Linie, wenn ein Kämpfer gefallen war und von seinen Freunden gedeckt wurde, während die Feinde ihm zu Leibe zu kommen suchten (vgl. Parz. 74, 19 in beschutten, die ob im da striten). Von dieser affektbetonten Ausgangssituation aus drängt dann „über" die konkurrierenden Konstruktionen, z. B. „um etwas streiten" zurück, bemächtigt sich des Verbums „streiten" auch dort, wo es „mit Worten streiten" bedeutet, und ergreift später Synonyme von geringerem Affektgehalt, z. B. „disputieren, einen Wortwechsel führen". Schließlich erobert es von diesen aus die bedeutungsverwandten aber noch neutraleren Verba der Gruppe 6 („reden", usw.).

Es erübrigt nun noch die letzte Gruppe, der die Ausdrücke „Rechenschaft geben, Aufschluß geben, Auskunft geben, Aufklärung geben usw." angehören. Vergegen-

wärtigen wir uns die Grundbedeutungen dieser Ausdrücke, so zeigt sich, daß die „über"-Konstruktion durchgehends sekundär sein muß, was sich zum Teil auch historisch nachweisen läßt. Es müssen also diese Phrasen ihr „über" von anderen, nahestehenden Ausdrücken übernommen haben, die es ausfindig zu machen gilt. Einen Fingerzeig gibt uns „Aufklärung", daß ja auch in Phrasen wie „über etwas Aufklärung verbreiten" vorkommt, wo „über" als primär aufgefaßt werden kann, sobald wir von der ursprünglichen Bedeutung von „Aufklärung" ausgehen, die ja eigentlich „Erleuchtung" ist. In „die Sonne verbreitet Licht über die Erde", ist ja „über" rein lokal, sowie aber „Licht über etwas verbreiten" bildlich verwendet wird, (z. B. „um das gehörige Licht über die Geschichte dieses Doppelpaares zu verbreiten" [Wieland]) nimmt auch die Präposition einen abstrakteren Charakter an, ganz wie wir dies bei „brüten" gesehen haben. Von da aus verbreitet sich dann die Verbindung mit „über" auf verwandte Phrasen, wie „Aufklärung, Bescheid, Rechenschaft geben, sich Gewißheit verschaffen", usw.

Wir müssen uns nun die Frage vorlegen: stimmt das Resultat, daß die Phrase „Licht verbreiten über" das Vorbild der ganzen Gruppe sei, zu der oben vertretenen Anschauung, daß nur affektstarke Phrasen einen geeigneten Ausgangspunkt für die Durchführung von Konstruktionsänderungen bilden? Es wird ja wohl niemand bezweifeln, daß der Begriff des Lichts in der Regel lustbetont ist, wohl aber könnte man leugnen, daß die Affektstärke dieses Komplexes sich auch nur entfernt derjenigen vergleichen ließe, die etwa die bei

„streiten" und „brüten" zugrunde liegenden Vorstellungen besitzen. Wir müssen daher, um unsere Auffassung zu stützen, zu einem Mittel greifen, für das ich den Namen „Expansionsparallelen" vorschlagen möchte; mit anderen Worten, wir wollen nachweisen, daß auch andere dem Begriffskreise des Lichtes angehörige Wörter eine sprachliche Expansionskraft besitzen, die sie befähigt, über ihr ursprüngliches Gebiet hinauszugreifen. Je reichlichere Parallelen dieser Art wir aufbringen können, um so höher werden wir die Lustbetontheit des Komplexes veranschlagen dürfen. In unserem Falle nun ist das Material so reichlich, daß wir auf eine halbwegs vollständige Sammlung desselben verzichten müssen. Der Begriff der Verständlichkeit kann wohl in allen Sprachen bildlich durch den des Lichtes ersetzt werden (etwas ist klar, einleuchtend, lucidissima verba, *φανερόν ἐστι*. aisl. hit ljósasta „aus Deutlichste") Noch weit deutlicher wird aber die Hochschätzung des Lichtes durch die Tatsache bewiesen, daß Wörter, die eigentlich „leuchtend" bedeuten, in den verschiedensten Sprachen zum Ausdruck des höchsten Lobes werden können; man vergleiche d. glänzend. schwed. lysande, frz. brillant. lat. clarus, griech. *φαίδιμος*, poln. jasny. Auch nach anderen Richtungen hin überschreiten die hierher gehörigen Wörter ihr Gebiet oft in recht auffälliger Weise, so hat ja mhd. blick „Glanz" im Nhd. bekanntlich eine ganz andere Bedeutung angenommen; „Licht" hat in gewissen Sondersprachen sein Gebiet auf Kosten von „Auge" und „Fenster" erweitert und macht auch in der Gemeinsprache dem Worte „Kerze" ganz energische Konkurrenz. Daß

aber ein solches Übergreifen eines Wortes in den Bereich anderer seine Ursache in den Affekten hat, haben wir oben auseinandergesetzt. Schon diese wenigen Beispiele genügen, um die große sprachliche Expansionskraft des Lichtkomplexes, und damit seine Lustbetontheit zu beweisen.

Wir können also unsere Untersuchung über die Entstehung der uneigentlichen Bedeutung von „über" mit der Behauptung abschließen, daß diejenigen Fälle, in denen sich der Übergang von der lokalen Bedeutung zur übertragenen vollziehen konnte, samt und sonders stark affektbetont waren, und daß gerade dieser Umstand es war, der die Übertragung der über-Konstruktion auf bedeutungsverwandte aber affektschwächere Phrasen veranlaßte. Natürlich ist eine solche Erweiternng des Gebietes eines Affektträgers mit einer Reduktion der Affektstärke verbunden, weshalb es uns nicht wundern darf, wenn wir heute „über" in den oben zitierten Fällen als ganz farblose Normalkonstruktion empfinden.

Wir gehen nun zu dem zweiten Wort von Wundts Satz über: Plan. Die Wörterbücher belehren uns, daß das Wort im 18. Jahrhundert aus dem Französischen entlehnt wurde, und zwar zunächst in der Bedeutung „Grundriß eines Gebäudes". Da dieser Grundriß entworfen sein muß, ehe der Bau ausgeführt werden kann, eignet sich das Wort zum bildlichen Ausdruck für „Absicht, Vorausberechnung." So nimmt es denn schon im 18. Jahrhundert eine übertragene Bedeutung an: „Entwurf und Anschlag zu einer Arbeit oder Untersuchung der verschiedensten Art, mag er nun aufgezeichnet, münd-

lich entwickelt oder nur in Gedanken gemacht sein" (D. W.-B. VII. 1885). Wir haben es also wieder mit einer bildlichen Ausdrucksweise zu tun, und schon dies deutet darauf hin, daß ein affektbetonter Begriffskreis zugrunde liegt. Wir werden uns also hüten, in dem Umstande, daß die Bedeutungsentwicklung ins 18. Jahrhundert fällt, einen Zufall zu sehen. Ist doch gerade diese Periode eine Glanzzeit der Architektur. Die deutschen Fürsten wetteifern miteinander in der baulichen Ausschmückung ihrer Residenzen, und daß sich unter solchen Umständen auch weitere Kreise für die Architektur erwärmen, ist selbstverständlich. Die bildliche Anwendung des Wortes „Plan" hatte also in der Lustbetontheit dieses Vorstellungskomplexes sehr günstige Voraussetzungen. In dieselbe Zeit fällt, wenn die Wörterbücher verläßlich sind, die Entstehung des Wortes „Lehrgebäude" und der übertragenen Bedeutung von „Basis". Und wie nahe gerade den einflußreichsten Schriftstellern der Zeit der Gedanke an die Baukunst lag, das zeigt u. a. Lessings „Parabel" — die Religion ein Prachtbau, dessen authentischer Grundriß verloren gegangen ist — und Goethes Aufsatz über das Straßburger Münster.

Und ist im Deutschen seit seinem ersten Auftreten anscheinend ganz affektfrei. Hat Kluge recht, wenn er als ursprüngliche Bedeutung „auch, ferner" ansetzt, so ist der Bedeutungsübergang offenbar mit einem Affektverlust verbunden gewesen; denn wenn ich sage: „meine Eltern, auch meine Geschwister, sind dieser Meinung", so räume ich damit dem einen der genannten Teile größere Wichtigkeit ein, als dem andern, diese

Ausdrucksweise ist also Träger der Affekte, die mit der höheren oder geringeren Wertschätzung einer Person oder Sache verbunden sind, während derartige Momente bei „meine Eltern und meine Geschwister usw." nicht mitspielen.

Absicht. Das Grimmsche Wörterbuch belehrt uns, daß dieses Wort erst im 18. Jahrhundert für älteres Absehen aufzutreten beginnt. Dieses wiederum ist nur der substantivierte Infinitiv des Verbums, das sich noch in der Phrase „es auf etwas abgesehen haben" erhalten hat. Trotz des mangelhaften Materials läßt sich die Vorgeschichte dieses Wortes mit einiger Wahrscheinlichkeit feststellen. „Absehen" bedeutet eigentlich „durch Sehen abmessen, durch Sehen die richtige Größe oder Lage eines Dinges bestimmen"; vgl. „wann der platz also künstlich und eigentlich geometrischer weise abgesehen und gemessen worden" (Fronsp. kriegb. 1, 24a). Daß es später die Bedeutung „auf etwas abzielen" annehmen konnte, ist dadurch erklärlich, daß es mit Vorliebe von dem Richten der Schießwaffen gebraucht wurde, vgl. z. B. Maximilian war so grossmütig und beherzigt, das er in wör und waffen niemand wiche, die Ordnung machet, das Geschütz selb personlich absahe (Frank. chron. 215)a; das ihne (den Doppelhaken) ein mann tragen und von einer Wehr zur andern bringen, auch unter einem Schussloch oder auf einem bock allein absehen und schiessen mag (Fronsp. kriegsb. 1, 72b). „Es auf jemanden abgesehen haben", bedeutet also eigentlich „sein Geschütz auf jemanden gerichtet haben", dann „etwas im Auge haben". Der

Ideenkomplex, dem die Phrase angehört, ist noch heute stark affektbetont und war es in den kriegerischen Zeiten des ausgehenden Mittelalters sicher noch mehr. Expansionsparallelen bieten sich reichlich dar, man vergleiche das schon oben erwähnte „auf etwas abzielen", ferner „etwas aufs Korn nehmen", „jemanden zur Zielscheibe seines Spottes machen", „ins Schwarze treffen", „sein Pulver umsonst verschießen", „den Vogel abschießen". Besonders mag an die Bedeutungsgeschichte von „Zweck" erinnert werden, welches Wort ja ursprünglich „Nagel in der Mitte der Schießscheibe, Zielpunkt" bedeutet.

Nachdem wir so die affektischen Kräfte nachgewiesen haben, die den Bedeutungswandel und die Lebenskraft von „absehen" erklären, müssen wir die Frage aufwerfen, warum sich das Substantiv „Absehen" weniger konkurrenzfähig erwies, als die Neubildung „Absicht". Zur definitiven Beantwortung dieser Frage reicht das Material der Wörterbücher nicht aus, doch wage ich die Vermutung, daß „Absicht" durch die Assoziation mit anderen Wörtern auf -sicht begünstigt wurde, die dem religiösen Komplex angehören und daher im 18. Jahrhundert stark affektbetont waren, nämlich Zuversicht und Vorsicht, welch letzteres Wort damals bekanntlich „Vorsehung" bedeutete.

Der. Der bestimmte Artikel ist bekanntlich „das abgeschwächte, des Tons verlustig gegangene Demonstrativum, das ursprünglich zu dem Substantivum gesetzt ward, um ihm größeren Nachdruck zu verleihen, aber bei häufiger Anwendung in dieser Bedeutung herabsank" (Grimms Wörterbuch 2, 973). Diesen Vorgang des „Herabsinkens bei häufiger Anwendung" haben wir oben

als typisch erkannt für die durch Affekte veranlaßte Grenzüberschreitung, die im Leben der Worte eine so wichtige Rolle spielt. Daß die Hinzufügung eines Demonstrativs zu einem Substantiv ursprünglich eine Affektbereicherung des Ausdrucks darstellte, ist klar. Der so ausgezeichnete Begriff wird ja als anwesend, größerer Anteilnahme wert, aktuell, dargestellt. Man denke an moderne Ausdrücke wie „was dieser Fritz nicht alles kann!" oder „dieser Illo, fürcht' ich, denkt noch viel schlimmer als er spricht". Man empfindet hier sofort den Affektgewinn, der mit der Hinzufügung des Demonstrativs verbunden ist.

Vorliegend. Genaueres über die Geschichte des Wortes ausfindig zu machen ist mir derzeit unmöglich, da der entsprechende Teil des Grimmschen Wörterbuchs noch aussteht. Daß ein Affektverlust stattgefunden hat, ergibt sich deutlich durch Vergleich mit „vorlegen". Hätte der Autor gesagt, „das Werk, das ich hiermit vorlege", so wäre ja der Sinn von „vorlegen" offenbar „dem Leser zur Beurteilung unterbreiten". Das Gleiche muß „vorliegend" bedeutet haben, ehe es zu einem Gemeinplatz herabsank, der fast nur mehr den Wert eines Demonstrativums hat. Daß in der Phrase ursprünglich eine Captatio benevolentiae lag, bildete das fixierende Moment, verursachte ihre häufige Anwendung, die schließlich zu völliger Abschleifung der ursprünglich vorhandenen Gefühlsmomente führte. Der Fall unterscheidet sich von den bisher besprochenen dadurch, daß nicht die Gefühle des Autors maßgebend sind, sondern die Rücksicht auf die Gefühle anderer. Obwohl er also den Mechanismus der

durch Affekte veranlaßten Sprachänderungen zeigt — große Verbreitungsfähigkeit und damit Hand in Hand gehende Abnützung —, wurzelt er doch in letzter Linie in der Verkehrssprache. Er ist denjenigen Fällen aufs engste verwandt, in denen ein Titel seinen ürsprünglichen Wert einbüßt (Herr, Frau, Gnädige, wienerisch Herr von, Frau von, vgl. oben S. 59).

Werk. Der ursprünglich affektische Charakter des Wortes ist nicht zu bezweifeln. Es bedeutete anfänglich „Pein", dann „schwere, peinvolle Arbeit", dann einfach „Arbeit". Von diesen Stadien ist das erste im Deutschen nicht mehr zu belegen, wohl aber im Angelsächsischen (Bosworth-Toller unter weorc.) Dieselbe Bedeutung hat das ablautende altnord. verkr (aus *varkj-).[1] Diese Vorgeschichte ist für Wörter mit der Bedeutung „Arbeit" geradezu typisch. „Arbeit" selbst hat einen ganz analogen Entwicklungsgang durchgemacht, es bedeutet ja noch im Mhd. „Leid, Schmerz". „Plage" bedeutet ursprünglich

[1]) Vollkommen unmöglich scheint es mir, an der Verwandtschaft von verkr und Werk zu zweifeln, wie dies Falk und Torp tun. Sie vermuten nämlich Zusammenhang von verkr mit einer indogermanischen Wurzel *werg „drehen", die aber sonst in Germanischen nicht zu belegen ist. Auf holl. werken „sich werfen, krummziehen (von Holz)" darf man sich nämlich nicht berufen, da sich diese Bedeutung sicher aus „arbeiten" entwickelt hat. Dies beweist der Umstand, daß die Veränderungen, denen das Holz nach dem Fällen unterliegt, im Hochdeutschen als „das Arbeiten des Holzes" bezeichnet werden (Meyers Konversationslexikon 9, 493). Diesen Ausdrücken liegt eine folkloristisch sehr interessante animalistische Auffassung des Holzes zugrunde, die sich auch sonst nachweisen läßt, man vergleiche Vitruv, II. 8. 9.

„Strafe Gottes", dann „Krankheit", „körperlicher Schmerz" endlich „schwere Arbeit". Frz. travail ist ursprünglich „Folter". muka, das in fast allen slavischen Sprachen „Folter, Pein" bedeutet, kann im Serbischen auch den Sinn von „Arbeit" haben.

Ich knüpfe hier eine prinzipielle Bemerkung an. Bekanntlich entspricht dem deutschen Werk genau das griechische ἔργον. Man könnte nun geneigt sein, auf Grund dieser Übereinstimmung die dem Germanischen und Griechischen gemeinsame Bedeutung „Arbeit" für ursprünglicher zu halten, als die nur im Angelsächsischen belegte „Pein". Ein solcher Schluß wäre meines Erachtens gänzlich verfehlt. Nach dem oben Gesagten ist es nicht denkbar, daß die neutralere Bedeutung „Arbeit" sich zu der sehr affektreichen „Pein" verstärkt hätte, während der umgekehrte Gang, wie wir gesehen haben, außerordentlich häufig ist. Auch griechisch ἔργον setzt also meiner Ansicht nach eine ältere Bedeutung „Pein" voraus, die allerdings im Griechischen ebensowenig zu belegen ist, wie im Deutschen.

Geben. Da dieses Wort ursprünglich nur dort am Platze war, wo wirklich von einer Abtretung eines Gegenstandes, einer Gabe oder Schenkung gesprochen wurde, liegt es auf der Hand, daß es nur infolge von Abnützung in Verbindungen wie „Rechenschaft geben, Bescheid geben" und ähnlichen Phrasen verwendet werden kann. In seiner ursprünglichen Bedeutung ist „geben" ein Affektträger, in den uns hier interessierenden Phrasen hingegen nicht; es ist daher klar, daß Bedeutungsübergang durch Affektverlust vorliegt.

Die. Vgl. das oben (S. 100) über den bestimmten Artikel Gesagte.

Einleitung. Das Verbum einleiten bedeutet seiner Etymologie nach „einführen, jemanden in eine Stadt, eine Gesellschaft usw. geleiten". In dieser Bedeutung kennt es z. B. Luther: vnd ward von Jason vnd der gantzen stad herrlich empfangen vnd eingeleitet mit Fackeln und grossem Triumph (2 Macc. 4, 22). Man vergleiche ferner: als Herzog Herman die Grossen in den Hein der Göttin Tamfana einleiten liess (Lohenstein Arm. 1, 7). Der Ausdruck gehörte, wie dieses Beispiel vermuten läßt, speziell der höfischen Etikette an, sicher wenigstens der gesellschaftlichen, vgl. Zacharia speiste, durch seinen Bruder eingeleitet, mit uns an einem Tische (Goethe) und die Anstellung der Jagemann und ihre Einleitung aufs Theater macht meine Gegenwart höchst nötig (Goethe).

Wir dürfen also vermuten, daß für die übertragene Verwendung des Wortes von der Bedeutung „Eintritt in eine Gesellschaft unter dem Schutz eines andern" auszugehen ist. Wenn wir von einer „Einleitung in der Sprachwissenschaft" sprechen, so ist dieser Ausdruck eigentlich bildlich: der Verfasser stellt den Leser, der ja in diesem Fall sein Schüler ist, der gelehrten Gesellschaft vor, die der Anfänger ohne einen solchen Protektor meiden müßte. Wenn andererseits ein Autor die Vorrede seines Buchs als „Einleitung" bezeichnet, so deutet dies ursprünglich an, daß sich sein bescheidenes Werk nicht ohne einige Worte der Empfehlung vor den Leserkreis wage. Also liegt der Fall ganz wie bei

„vorliegend", es handelt sich um eine Captatio benevolentiae. Ein fixierendes Moment ist sicher auch in den angenehmen Assoziationen zu sehen, die der Ausdruck durch seine Beziehungen zu den Sitten der feinen Gesellschaft erhält.

Das Material ist hier wieder einmal so mangelhaft, daß wir nicht mit Bestimmtheit sagen können, ob „Einleitung" auf deutschem Boden selbständig entstanden ist, oder eine Übersetzung von lat. introductio, frz. introduction darstellt. Sollte letzteres der Fall sein, so ist es fraglich, ob die oben angedeutete Bedeutungsentwicklung auf deutschem oder französischem Boden stattgefunden hat. Für die Psychologie des vorliegenden Bedeutungsübergangs ist dies völlig gleichgültig.

Rechenschaft. Der ursprüngliche Sinn „Rechnungslegung über ein anvertrautes Vermögen" zeigt, daß es sich um einen Affektträger handelt. Ist doch eine solche Prozedur für den nachlässigen Verwalter äußerst peinlich, für den gewissenhaften eine Quelle des Stolzes. Der Affektgehalt des Ausdrucks wird dann noch dadurch gesteigert, daß die biblische Symbolik mit Vorliebe die Verantwortlichkeit des Menschen für sein Tun und Lassen unter dem Bilde des Knechtes darstellte, der über das anvertraute Gut dem Herren Rechnung legen muß. Luther gebraucht an den einschlägigen Stellen fast regelmäßig Rechenschaft (Math. 12, 36; Rom. 14, 13 1. Petr. 4, 5), welches Wort also durch die Verbindung mit dem stark affektbetonten religiösen Vorstellungskomplex einen beträchtlichen Zuschuß an sprachlicher Expansionskraft erhielt. Wenn nun ein Gelehrter sagt

er gebe über den Plan seines Werkes Rechenschaft, so lag in diesem Ausdrucke ursprünglich außerordentlich viel mehr, als wir jetzt bei der Lektüre des Wundtschen Satzes empfinden: er drückte damit aus, daß er das Publikum als Richter anerkenne (captatio benevolentiae!), daß er aber auch bereit sei, die Verantwortung für seine Darstellung auf sich zu nehmen. Man begreift, daß unter solchen Umständen der Ausdruck mit einem Lustgewinn verbunden war und sich leicht weiterverbreiten konnte; die Folge war natürlich, daß er immer mehr zur gedankenlosen Phrase wurde, bis er schließlich kaum etwas anderes besagte, als etwa „Auskunft geben".

Ich glaube, wir können mit den Ergebnissen unserer Stichprobe zufrieden sein. Unter den zehn verschiedenen Worten des untersuchten Satzes, die doch für unser modernes Sprachgefühl nicht mehr merkbar gefühlsbetont sind, befand sich nicht eines, bei dem wir nicht dieses Freisein von Affekten als sekundär hätten nachweisen können. Das kann natürlich kein Zufall sein. Der Leser wird mir nun recht geben, wenn ich meine Behauptung wiederhole, daß ein wirkliches Verständnis des Sprachlebens unmöglich ist, solange man, wie dies jetzt die Regel ist, an den mit den Wörtern verbundenen Affekten achtlos vorbeigeht.

Druck von Ehrhardt Karras G. m. b. H. in Halle (Saale).

La
S7492u

357731

Sperber, Hans
Über den Affekt als Ursache der Sprach-
veränderung.

DATE.

NAME OF BORROWER.

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITED